

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 3. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. März 1877.

Aus dem Leben eines Paria-Missionärs des 17. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Daß auch die mannigfachen Verfolgungen zur Verbreitung des Christenthumes beitrugen, ist in dessen Geschichte eine zu bekannte Thatsache, als daß sie noch einer besonderen Anführung bedürfte. Die verschiedenen kirchlichen Gemeinden von Madura wurden sehr häufig und oft in heftigster Weise von Verfolgungen heimgesucht. Auch P. Balthasar war mehrmals mitten in solchen Stürmen. Es gehört somit zur Vervollständigung seines Lebensbildes und seiner Missionsgeschichte, daß wir wenigstens einige dieser Verfolgungen in ihren Ursachen, in ihrem Verlaufe und ihren heilsamen Wirkungen dem Leser vorführen.

Die Hauptanstifter derselben waren oftmals die in ihrem Gewerbe und Gewinn gestörten Götzendiener und Götzenpriester, die Büßer und die Gurus. Sie sprengten allerlei Gerüchte über die Christen aus, drohten mit dem Zorn und der Rache der Götzen, und traf irgendwo ein Unglück ein, so war dieses die von den Göttern verhängte Strafe. Was ist nun leichter, als eine abergläubische Menge zu fanatisiren? Zu welchen Mitteln aber die Götzenpriester ihre Zuflucht nahmen, mag ein Vorfall aus dem Jahre 1665 uns lehren. Ein Vischnuverehrer gerieth durch die Weigerung eines Christen, ihm im Namen seines Götzen ein Almosen zu spenden, in Wuth. Er erklärt öffentlich, daß er die seinem Götzen zugefügte Schmach nicht überleben, sondern sich selbst tödten wolle. Um dieses mit um so größerem Aufsehen zu thun, beginnt er ein dreitägiges Fasten und läßt auf dem öffentlichen Platze der Stadt einen Haufen von Dornen aufschichten, auf dem er sich selbst zum Opfer seinem Götzen darbringen will. Zur festgesetzten Zeit nimmt er mit aller Feierlichkeit ein Bad und begibt sich von einem Haufen Schaulustiger umringt an die Opferstelle. Er besteigt den Altar von Dornen, stößt sich (dem Anschein nach) das Messer in die Gurgel, ein reicher Blutstrahl quillt nieder und das Opfer fällt zusammen. Ein Schrei der Bewunderung entringt sich der Menge; Alle preisen die Heldenthat und erheben ihn bis zu den Sternen, während sie über die Christen in Verwünschungen und Flüche ausbrechen. Die Götzenpriester umringen die Stelle der That und vollführen Trauerklagen und Feierlichkeiten aller Art. Plötzlich erhalten sie eine Erleuchtung von dem Götzen. Ein so großer Mann, heißt es, dürfe nicht unter den Todten bleiben; ihr Götze müsse und werde ihn auferwecken; sie, seine Priester, hätten schon die Macht, ihn dazu zu zwingen. Sogleich wird, um die vorgebliche Leiche zudringlichen und unheiligen Blicken zu entziehen, ein Zelt über dem Dornenhaufen aufgeschlagen, und die Vorbereitungen zum Wunder, das Vischnu wirken muß, beginnen. Die Heiden strömen in Massen von allen Seiten herbei, und um ihnen Zeit dazu zu geben, kündigen die Brahminen einen ganzen Tag als Fasttag und Tag der Vorbereitung an. Dieser Tag ward mit lächerlichen Ceremonien ausgefüllt, die dazu beitrugen, den Haß gegen die Christen zu entflammen oder zu steigern. Einige Neubekehrte, die sich aus

Neugierde an's Zelt herangeschlichen hatten, machten allerdings die Entdeckung, daß der angebliche Todte lustig und guter Dinge darin sitze und sich an Speise und Trank schon lange vor Vischnu's Wunderbefehl gütlich that, allein sie wagten nicht den Betrug zu entlarven, und wahrscheinlich thaten sie gut daran, denn es ist oft gefährlich, einer erregten und fanatischen Menge gegenüber vernünftige Besonnenheit zu zeigen. Zur festgesetzten Zeit begaben sich sodann die Priester in feierlichem Aufzug zum Götzenbild, das lange Zeit hindurch sich nicht gnädig erweisen will. Allein für den Fall ist Vorsorge getroffen; sie haben sich bewaffnet — und ziehen daher ihre Säbel, befehlen gebieterisch dem Gott, das Wunder zu thun, und drohen, bei fortdauernder Weigerung ihn zu köpfen. Die Menge schaudert und bebt für den Kopf des Götzen. Doch endlich hört er und bewilligt nach Aussage der Götzenpfaffen das Wunder. Ein unabsehbarer Zug wälzt sich unter betäubendem Lärm zum Zelt — nach tausend lächerlichen Ceremonien wird das Zelt weggenommen und der „Todte" steht da voll Leben und Kraft! Man kann sich das Jubelgeschrei der Heiden denken. Zum Glück war der Statthalter von Sattiamangalam — dem Orte des Ereignisses — den Christen wohlgesinnt; widrigenfalls wäre es den Götzenpriestern ein Leichtes gewesen, alle Christen durch die tollwüthige und begeisterte Menge hinschlachten zu lassen. So aber zogen sie nun mit den Volkshaufen vor den Palast desselben und verlangten, daß, weil ihr Götze solch' ein Wunder gewirkt, er auch den „fremden Lehrer" zur Verrichtung eines gleichen verpflichten müsse. Der Statthalter kannte seine Leute und ließ ihnen nur sagen, der fremde Lehrer habe die Erlaubniß des Königs, seine Lehre zu verkündigen; hätten sie gegründete Klagen gegen ihn, so sollten sie sich an den König wenden. Kam auch dieses Mal trotz der Hetzereien der Büßer keine Verfolgung zu Stande, so hatten sie leider in anderen Fällen oft genug Erfolg.

Ein anderes Beispiel, wie weit die Anmaßung der Büßer einerseits und die Thorheit und Leichtgläubigkeit des Volkes andererseits bei den Indern oft ging, erzählt P. Martinez in einem Briefe aus Sattiamangalam 1651. Der angesehenste Büßer, zugleich ein geschworener Christenfeind, der schon manche Quälereien derselben in Scene gesetzt hatte, kündigte zur Vermehrung seines Einflusses an, daß er ein Wunder erster Klasse wirken werde. In der Nähe befand sich das steinerne Standbild eines Ochsen, das weit und breit im Lande berühmt war, weil es einstens durch die Wunderkraft eines Büßers zum Fressen gebracht worden war. Unser Büßer wollte dieses Wunder erneuern und den steinernen Ochsen fressen machen. Er setzt einen Tag hiefür fest. Selbstverständlich strömt eine unübersehbare Menge Neugieriger zusammen. Man bringt dem steinernen Ochsen das ausgesuchteste Futter, allein das Thier scheint gar keinen Hunger zu haben. Der Büßer bemüht sich durch allerlei Grimassen und Ermahnungen, ihm etwas Appetit beizubringen; aber der Ochse aus Stein bekommt nicht die mindeste Freßlust. Als alle Mittel der Güte nicht verfangen wollen, greift er zu Ernst und Drohung; er schilt, flucht und wendet sogar Stock und Peitsche an. Aber der Stier bleibt regungslos wie ein Stein. Nicht so das Volk; es wüthet gegen den Frevler, der das heilige Thier geschlagen. „Tod dem Heiligthumsschänder!" schallt der tausendstimmige Ruf; man wirft sich auf ihn und überhäuft ihn mit Schlägen. Mit Mühe können ihn einige Freunde dem Tode entreißen. Mit Schande bedeckt muß er das Land verlassen.

Zu diesen Plackereien gesellten sich oft die Gewaltthaten heidnischer Verwandten gegen ihre Angehörigen. P. Balthasar berichtet uns unter anderen erhebenden Beispielen von dem Muthe einer 18jährigen Frau, deren Mann wegen ihrer Bekehrung ihr die härteste Behandlung gleich der verworfensten Sklavin zu Theil werden ließ. Die eifrige Neubekehrte verdoppelte ihren Eifer, ihm zu dienen, und suchte durch Geduld die Ausbrüche seines Zornes zu besiegen. Vergebens. Nachdem er sie wieder eines Tages mit Unbilden und Schlägen überhäuft, ergriff er sie bei den Haaren, zog sie zu einem Brunnen hin und befahl ihr, sich hineinzustürzen. „Das darf ich nicht," entgegnete die unerschrockene Christin, „das Gesetz Gottes verbietet, sich selbst zu tödten." Schäumend vor Zorn faßte sie der Grausame an den Haaren und hielt sie so über dem Brunnen, indem er rief: „Wähle — entweder du schwörst deinen neuen Glauben ab, oder du stirbst." „Der Tod," war die Antwort, „ist dem schmählichen Abfall vorzuziehen." Der zornige Gatte hoffte alsdann, daß fortgesetzte Quälereien ihre Geduld ermüden würden. Er schloß sie im Innern des Hauses ein, legte ihr die schwersten und demüthigendsten Arbeiten auf und gab ihr nur die nothdürftigste Nahrung. „Ihr Martyrium," schrieb P. Balthasar 1648, „dauert noch fort. Es wird, hoffen wir, mit der Bekehrung ihres Henkers enden. Diese junge Neubekehrte verdient um so mehr unsere Bewunderung, als sie erst vor einem Monat die hl. Taufe empfangen hat und bei der Unmöglichkeit, die Kirche zu besuchen, des Unterrichtes und der übrigen religiösen Hilfsmittel beraubt ist."

Oft gelang es der Klugheit der Missionäre, eine Verfolgung zu beschwichtigen. So z. B. dem P. Balthasar in Tandschaur. Der Befehlshaber der Leibwache hatte daselbst einen angesehenen Christen, der unter ihm diente, in Fesseln werfen lassen. Diese Einkerkerung verursachte unter den Neubekehrten ziemlichen Schrecken. Auf die Anklagen Böswilliger hin, daß der fremde Lehrer ein Mensch aus niederer Kaste sei, der Fleisch esse und Wein trinke und allerlei Zaubereien verübe, sandte der Befehlshaber Soldaten, den P. Balthasar zu ergreifen. Doch dieser hatte kurz vorher Tandschaur verlassen. An seiner Stelle ermunterte und tröstete der Katechet, welcher auf die erste Nachricht von der ausbrechenden Verfolgung herbeigeeilt war, die Christen, indem er die einzelnen Häuser besuchte und Allen Muth einsprach. Bald wurde indessen auch er verhaftet. Mittlerweile hatte die Kunde des Vorgefallenen den P. Balthasar erreicht. Alsbald kehrte er zu seiner bedrängten Christenschaar zurück. Hier gelang es ihm, das Vertrauen eines beim Befehlshaber einflußreichen Mannes zu gewinnen, den er schon früher als einen rechtlich denkenden Heiden kennen gelernt hatte und dem er nun die Falschheit der Anklagen und die hauptsächlichsten Lehren des Christenthums auseinandersetzte. Durch dessen Vermittelung erhielt der Pater Zutritt beim Befehlshaber. Dieser empfing ihn anfangs mit Stolz, Haß und Verachtung; der Missionär ließ sich nicht abschrecken, sondern bemühte sich, ihm die Falschheit und die Widersprüche der Anklagen darzuthun und ihn über die Heiligkeit des christlichen Glaubens aufzuklären. Seine Worte wurden von der Gnade Gottes unterstützt; der Befehlshaber bat um Verzeihung wegen der zugefügten Unbilden und machte sie durch öffentliche und ehrenvolle Erweise seines Wohlwollens wieder gut. Ebenso beschwichtigte P. Balthasar im Jahre 1644 eine in Tritschinopoli ausgebrochene Verfolgung. Die Büßer wußten durch ihre gewöhnlichen

Mittel der Verleumdung den Statthalter zu gewinnen, der um so willkürlicher schalten konnte, als der Fürst eben in Madura residirte. Er gab den Befehl, die Missionäre zu verhaften, und beauftragte die Kläger mit der Ausführung. Am 17. Januar, einem Sonntage, überfielen diese die in der Kirche versammelten Christen, nahmen den P. Martinez gefangen und warfen ihn gefesselt mit sechs christlichen Brahminen in den Kerker. Die Kirche und das Missionshaus wurden geplündert. Drei Tage lang wurde P. Martinez ohne Nahrung gelassen, vom vierten Tage an erhielt er gerade so viel Reis, daß er nicht des Hungertodes starb. Das dauerte einen vollen Monat. Als die Büßer aber fürchteten, er könnte ihnen im Gefängnisse sterben, jagten sie ihn aus Furcht vor dem Fürsten, den sie dem Pater gewogen wußten, zum Lande hinaus, wagten aber nicht, ihn zu tödten. P. Martinez begab sich nach Madura, wo auch P. Balthasar sich aufhielt. Beiden erschien es als das Beste, beim Fürsten frei und offen die Sache der bedrängten Gemeinde von Tritschinopoli zu vertreten. Aber es war nicht leicht, beim Fürsten, der von vielen christenfeindlichen Höflingen umgeben war, eine Audienz zu erhalten. Da leistete die Musik die besten Dienste. P. Balthasar zeigte nämlich einem Günstling des Fürsten eine kleine Orgel, welche er dem Fürsten zum Geschenke machen wolle. In der That öffnete ihm diese Orgel den Audienzsaal. P. Balthasar wandte sich rasch nach Cotschin, an den Rector des dortigen Hauses, und bat ihn um einen Organisten und um verschiedene Musikinstrumente. Als Alles bereit war, erschienen sie am Hofe, und das Concert, das sie gaben, gewann ihnen das Herz des Fürsten vollständig. Jetzt war er für die Gründe und Bitten der Patres zugänglich; er gab die Erlaubniß zur Predigt des Evangeliums und den Befehl, den Christen Alles zurückzuerstatten, was ihnen geraubt worden war. Auch im Jahre 1659 wußte P. Balthasar durch seinen Einfluß auf den Fürsten von Madura der von dessen Unterbeamten ausgegangenen Verfolgung ein Ziel zu setzen.

Eine fernere Quelle der Belästigungen für die Christen waren die andauernden Fehden und Kriege, wie sie zwischen den kleinen einheimischen Fürsten und Königen statt hatten; sodann die Einfälle der Muhammedaner, die ihre Eroberungen immer weiter ausdehnten und seit 1660 auch Dschindschi und Tandschaur besetzt hatten; auch die Kriege der Holländer gegen die Portugiesen übten oft einen den Christen gefährlichen Rückschlag aus. Hungersnoth war die gewöhnliche Folge der Kriegsverwüstungen. P. Proënza entwirft in einem Briefe an P. Oliva, den General der Gesellschaft, ein erschütterndes Bild von der bedrängten Lage der Neubekehrten. Er schreibt 1662 von Tritschinopoli aus:

„Wie soll ich Ihnen die Beängstigungen und die grausamen Leiden unserer Christen schildern, die, lebenden Gerippen gleich, abgemagert in den Bergen umherirren und allen Schrecken des Krieges und dem Elend der Hungersnoth preisgegeben sind. Eine einzige Thatsache kann Ihnen einen Begriff von dem Umfang der Leiden geben: nach unserer Berechnung beläuft sich die Zahl der Neubekehrten, die vor Elend gestorben sind, auf mehr als 10,000. Die Hungersnoth bildete den Höhepunkt ihrer Trostlosigkeit, weil sie durch dieselbe gehindert waren, in der Nähe des Missionärs zu bleiben, der bisher ihre Stütze und Kraft gewesen war. Obgleich wir vollauf mit der Sorge für die Neubekehrten und besonders für die Greise und die Waisen beschäftigt waren, und wir uns der Heidenbekehrung kaum widmen konnten, so hat doch der Fortschritt des Christenthums alle Hoffnungen, die wir bei der allgemeinen Umwälzung hegen konnten, überschritten. Die Provinz von Tandschaur hat am meisten gelitten. Die Mehrzahl der Neubekehrten mußte das Land verlassen; diejenigen, welche die Furcht vor den Muhammedanern noch nicht verscheucht hatte, wurden von der Hungersnoth vertrieben, und wer sich nicht zur Abreise entschließen konnte, starb vor Hunger. Ein großer Theil der Auswanderer begab sich nach Tritschinopoli; aber auch da verfolgte sie Hunger und Krieg; andere flüchteten nach St. Thomas, wo der Eifer der Christen und die Liebe der Patres ihnen leibliche und geistliche Hilfe zuwendete. Aber Schande und ewige Schande über die Holländer, die so grausam waren, aus dem Elend der Inder Vortheil für sich zu ziehen! Unter dem Vorwande einer reichlichen Nahrung lockten sie dieselben an die Küste; kaum aber waren sie in beträchtlicher Zahl daselbst eingetroffen und hatten sich etwas erholt, so wurden sie auf die Schiffe verpackt und zum Verkauf als Sklaven in andere Länder fortgeführt. Viele Christen flüchteten in die Wälder bei der Kirche von Sandacarei, wo P. Andreas Freire ihnen Hilfe leistete und außerdem binnen kurzer Zeit 300 Heiden taufte.“

Obgleich P. Balthasar gegen seine Neubekehrten die Liebe selbst war, so wußte er doch zu geeigneter Zeit auch mit väterlicher Strenge unter ihnen aufzutreten. In der Nähe von Sattiamangalam hatten mehrere Familien das Christenthum angenommen und wurden dafür von den übrigen Dorfbewohnern arg verfolgt. Diese trieben die Unbilden so weit, daß sie die Häuser der Neubekehrten erbrachen, ihnen ihr Eigenthum wegnahmen und sie selbst mit Schlägen mißhandelten. Die muthigen Christen betheuerten, man könne sie zwar tödten, werde sie aber nicht zwingen, den Teufel anzubeten. Da faßten die Verfolger einen wahrhaft teuflischen Plan. Sie ergreifen die Neubekehrten, führen sie vor das Götzenbild und erklären den Männern, daß, wofern sie nicht den Götzen anbeten wollten, allsogleich vor ihren Augen ihre Frauen mißhandelt werden sollten. Und schon trifft man Anstalten, diese entsetzliche Drohung auszuführen. Bei diesem Anblick ergreift die armen Christen, deren Standhaftigkeit bisher über alle Martern den Sieg davongetragen hat, ein Grauen; um ihre Frauen zu retten, erheben sie ihre Hände gegen das Götzenbild. Die Heiden geben sich mit diesem Zeichen der Götzenverehrung zufrieden und schenken ihnen die Freiheit! Aber jetzt begannen bei den armen Christen die Gewissensbisse. Sie mußten sich sagen, daß sie vor dem Feinde feige gewesen, daß ihre Feigheit als ein Abfall hingenommen worden sei. Dieser Gedanke durchschnitt ihnen das Herz. Sie schicken alsbald zu P. Arcolini, gestehen ihren Fehltritt ein, betheuern ihre Reue und bitten um eine Buße. Obgleich ihr Fehltritt entschuldbar war und sie eher Mitleiden als Züchtigung zu verdienen scheinen konnten, so antwortete ihnen doch der Missionär, um ihnen gegen alle Untreue einen großen Abscheu einzuflößen, daß er als seine Schüler diejenigen nicht anzuerkennen vermöchte, welche den Teufel angebetet hätten. Auf's Äußerste bestürzt schlossen sich die Unglücklichen in ihre Häuser ein und verbrachten dort mehrere Tage in Trauer und Buße, indem sie nicht wagten, sich öffentlich zu zeigen. Unterdessen kam P. Balthasar, damals Oberer der Mission, zur Visitation nach Sattiamangalam. Die Neubekehrten sandten zu ihm und flehten um Gnade und Verzeihung. Er antwortete zwar mit Güte, gab ihnen aber doch die ganze Schwere ihres Fehlers zu verstehen. „Der Herr,“ schloß er, „ist voll der Barmherzigkeit; indessen das Ärgerniß war öffentlich; es muß auch öffentlich gut gemacht werden.“ Ermuthigt durch die Hoffnung auf Verzeihung, wählen die Schuldigen die Gelegenheit eines Festes, wo der König sich öffentlich zeigte. Da dringen sie in

geschlossener Reihe durch die Volksschaaren hindurch, nähern sich dem Könige und bekennen laut vor aller Welt, daß sie Christen, Anbeter des wahren Gottes seien. Der König, erstaunt über diesen unerwarteten Auftritt, frägt nach ihrem Gott und ihrem Lebensgesetze; unerschrocken geben sie die Antwort ihres Katechismus, zählen die zehn Gebote auf, erklären sich bereit, für diesen Glauben zu sterben, und fordern ihre Verfolger auf, sie einer Übelthat zu überführen, falls sie dazu im Stande seien. Niemand tritt gegen sie auf. Der König erklärt sie nun jeder Beschuldigung frei und ledig und nimmt sie obendrein noch in seinen Dienst, in der Überzeugung, daß Menschen, die ihrem Gotte eine solche Treue bewährten, auch für ihn muthig und standhaft eintreten würden. Nach diesem öffentlichen Glaubensbekenntnisse nahm sie P. Balthasar wieder in die Kirche auf und ließ sie zu den heiligen Sacramenten zu. Überdieß begehrte eine Anzahl Heiden Unterricht, darunter einige, die bisher zu den wüthendsten Verfolgern gezählt hatten.

Was nun die Erfolge der Mission betrifft, so erlauben es die oft mangelhaften Berichte, von denen überdieß ein großer Theil durch die Ungunst der Verhältnisse verloren gegangen ist, leider nicht, selbe in festen Zahlen Jahr für Jahr anzugeben. Doch soviel ist gewiß, daß die als sicher uns überlieferten Angaben einen erfreulichen Einblick in das segensreiche Gedeihen des Missionswerkes eröffnen. Die Jahre 1656—1659 waren wegen der ausgebrochenen Kriegsunruhen den Fortschritten des Bekehrungswerkes nicht günstig. Dennoch zählte man in diesen drei Jahren in den Gemeinden von Tritschinopoli 2347, in Tandschaur 2268, in Sattiamangalam 1639, in Candelur 1192, in Pacur 1400 Bekehrungen, also im Ganzen in diesem Theile der Mission 8846 Bekehrungen. Zu dieser Zahl müssen, wie P. Proënza bemerkt, noch mehr als tausend Erwachsene hinzugezählt werden, welche hinlänglich unterrichtet in der Todesstunde von den Christen und Katecheten getauft, in die öffentlichen Verzeichnisse aber nicht eingetragen wurden.

Um das Jahr 1670 wurde P. Balthasar, um die Interessen der malabarischen Mission zu vertreten, nach Rom geschickt. Er sollte seine theure Mission nicht mehr sehen. Er nahm seinen Rückweg über Portugal, in der Absicht, daselbst neue Arbeiter für die Mission zu werben. In der That weckte seine Erscheinung, sowie die Macht seiner Gründe unter seinen jüngern Ordensgenossen in Portugal eine große Begeisterung für die indische Mission, und viele bestürmten ihre Oberen mit Bitten um die Erlaubniß, dem Missionär zu folgen. Der Eifrigste unter diesen war Johannes de Britto, derselbe, der später als glorreicher Martyrer die Mission von Madura verherrlichte und den heute die katholische Kirche als Seligen auf ihren Altären verehrt. Zwar schien dessen schwächliche Gesundheit ein bedenkliches Hinderniß für die Gewährung seines Wunsches zu sein. Allein wie hätte diese Schwierigkeit Stand halten können bei der Gegenwart des P. Balthasar, der ja selbst, wie man sich erinnern wird, trotz seiner Schwächlichkeit und trotz des Abrathens der Ärzte in die Mission abgereist war, daselbst vollständig genas und 30 Jahre lang alle Mühen und Beschwerden in rüstigster Gesundheit ertragen hatte! So hatte P. Balthasar den Trost, den jungen P. de Britto für die Mission zu gewinnen und ihn derselben entgegenzuführen. Das war die letzte und wahrlich nicht die geringste Wohlthat, die er der geliebten Mission zuwenden konnte.

Die erste Zeit der Fahrt nach Madura war sehr glücklich, das Wetter ausgezeichnet, der Wind günstig, und die lustig geschwellten Segel trugen das Schiff in raschem Laufe der Linie entgegen. Schon hoffte man, diese nächstens zu passiren, als plötzlich Furcht und Besorgnisse die frohen Hoffnungen verscheuchten. Eine hartnäckige Windstille — der Schrecken der damaligen Schifffahrt — trat ein; das Schiff blieb, wie angenagelt oder festgebannt, auf derselben Stelle. Dazu herrschte eine glühende, tödtliche Hitze. Das Wasser und die Lebensmittel verdarben und verfaulten; ansteckende typhöse Krankheiten zeigten sich am Bord und nahmen in kurzer Zeit eine erschreckende Ausdehnung an. Die größte Zahl der Passagiere war auf den Tod krank, mehr als 80 empfingen die Sterbsacramente; das Schiff glich einem großen Lazareth und Sterbehause inmitten des glühenden Oceans. Auch P. Balthasar wurde von der Krankheit ergriffen und starb am 21. April 1673. Es schmerzte ihn tief, fern von seinen theueren Neubekehrten sterben zu müssen; doch ein Trost erquickte ihn noch auf dem Todbette: er hatte den P. Johann de Britto kennen und dessen heldenmüthige Tugenden schätzen gelernt; er sah in ihm den würdigen Erben seiner Mühen und seines Eifers, einen Mann, der unverkennbar das Siegel des apostolischen Berufes und der Heiligkeit trug! Einen solchen Arbeiter hatte er für Madura gewonnen — in Wahrheit, er konnte ruhig sterben und den Lohn seiner Arbeiten in Empfang nehmen; für die Mission in Madura war gut gesorgt. Ein Heiliger übernahm die Sorge für die Verwaisten.

Senegambien.

I. Allgemeiner Überblick über die westafrikanischen Missionen.

Der alte Fluch des Vaters lastet noch immer sichtbar über den Söhnen des Cham. Wie Ismael sind sie verstoßen in die Wüsten ihres Landes oder in die noch traurigere Knechtschaft der anderen Völkerfamilien. Es schien sogar lange Zeit, als seien sie ausgeschlossen von der allen Nationen gewordenen Verheißung einer göttlichen Erlösung. Aber es schien auch nur so. Kaum hatte der Entdeckungsdrang der Portugiesen und Spanier des ausgehenden Mittelalters das Cabo nao überschritten, an den schroffen Westküsten Afrika's mit tausend Schwierigkeiten einige Handelsniederlassungen gegründet [1], da eilte auch der katholische Missionär herbei und pflanzte am Fuße des Kong,

[1] Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts (1291) sollen bereits die Genuesen mit einer Galeere bis zum Ausfluß des Senegal (?) gekommen sein. Fünfzig Jahre später (1346) gelangte Jac Ferrer von Majorca auf seiner Entdeckungsfahrt des Goldflusses (riu de Lor) bis zum Cap Bojador. 1364 drangen die kühnen normannischen Seefahrer noch weiter südlich vor und gründeten sogar zwischen Sierra Leone und dem Palmencap eine Handelsniederlassung unter dem Namen Klein-Dieppe. Aber alle diese verschiedenen Reisen und Entdeckungen standen vereinzelt da, und Keiner wußte davon, als der sie eben gemacht hatte. Es war dem portugiesischen Infanten Heinrich

an den Ufern des Senegal und des Gambia das allen Fluch versöhnende Kreuz seines Gottes auf.

Aber so viele Versuche auch während des 16. und 17. Jahrhunderts von seeleneifrigen Missionären gemacht wurden, um die kaum entdeckten Küstenländer der Civilisation und dem Glauben zu gewinnen; so sehr sie auch auf anderen Punkten, wie in Kongo und Guinea, ihre Mühewaltung belohnt sahen: für das eigentliche Senegambien schien die Stunde der Gnade noch nicht geschlagen zu haben. Nach und nach wußten die Eingeborenen die Europäer wieder auf einige wenige Punkte der Küste zurück-



zudrängen, die Missionäre fielen als Opfer der Barbarei oder starben allmählich hinweg unter dem Einfluß des mörderischen

(† 1463), Sohn Johanns I., vorbehalten, durch tiefeingehende Studien der alten Geographen, durch kluge Wahl der trefflichsten Seefahrer, schwere Geldopfer und eine unbeugsame Energie endlich System in die Entdeckungsversuche zu bringen und sie auch schließlich mit einem so ungeahnten Erfolge zu krönen, daß zwanzig Jahre nach seinem Tode der kühne Diaz bis zum Cap der guten Hoffnung vordrang und damit den langgesuchten Seeweg nach Ostindien fand. Was insbesondere die Entdeckung Senegambiens angeht, so ist es nicht ohne Interesse, zu wissen, daß es der Deutsche Behaim aus Nürnberg war, der als Kosmograph im Dienste des Königs von Portugal die ersten Nachrichten über das Land und seine Erzeugnisse gibt. (Cfr. Vivien de St. Martin, Histoire de la Géographie p. 298 suiv.)

Klima's, und Europa vergaß es, ihre gelichteten Reihen durch neue Streitkräfte zu verstärken, da es selbst im wilden Veitstanze der Revolutionen in Gefahr stand, mit seinem alten Glauben auch seine Civilisation zu verlieren. So kam es, daß die afrikanischen Missionen, und besonders jene der weniger zugänglichen Westküste, in Verfall und Vergessenheit geriethen.

Doch Gottes Barmherzigkeit schlummert nie, und gegen die Mitte dieses Jahrhunderts wählte sie sich unter den Kleinen und Demüthigen dieser Welt einen Mann, der dem verlassensten aller Völker ein Apostel und Vater werden sollte. Der ehrw. P. Libermann, dessen Seligsprechung gegenwärtig in Rom verhandelt wird, war endlich nach den wunderbarsten Fügungen der Gnade dazu gekommen, in der Neuville bei Amiens unter dem Schutze und Namen des heiligsten Herzens Mariä eine Genossenschaft zu gründen, mit der besonderen Aufgabe, den armen verlassenen Negerstämmen die frohe Botschaft des Heiles zu verkünden (1841).

Jedoch nicht vom alten Europa sollte der erste Schritt zur Neubegründung katholischer Gemeinden in jenen Gegenden geschehen, sondern von Amerika, das mit diesem Werke des Seeleneifers gleichsam seine Dankesschuld für die ihm gewordene Gnade des Christenthums zahlen wollte.

An der Windwärts-Küste hatte sich nach und nach die ziemlich ausgedehnte Neger-Republik Liberia gebildet und zog viele amerikanische freigelassene Neger an, unter denen nicht wenige Katholiken sich befanden. Der katholische Episkopat der neuen Welt sah mit Furcht und Besorgniß diese zahlreichen Übersiedlungen in ein völlig heidnisches, von allen religiösen Hilfsmitteln entblößtes Land, und so wurde denn im Jahre 1833 das Gesuch um Errichtung einer katholischen Mission in Liberia an die Propaganda gerichtet. Erst nach acht Jahren lebhafter Unterhandlung und mühevoller Nachforschung gelang es, die nöthigste Anzahl Missionäre für diese schwierige Expedition zu gewinnen.

Msgr. Barron, der neuernannte apostolische Vikar der Liberia-Kolonie, wandte sich an die junge Genossenschaft von Neuville, und erlangte vom P. Libermann 7 Priester und 3 Laienbrüder, welche am 23. September 1843 ihre apostolische Wanderung antraten. Ein wichtiger Schritt für die neue Congregation und die Christianisirung Afrika's war damit geschehen. Vom Palmencap aus vertheilte Msgr. Barron die Missionäre auf die drei Posten von Groß-Bassam, Assinie und Gabun. Aber von den Priestern wurden fünf in kurzer Zeit vom Fieber weggerissen, ein sechster mußte nach Europa zurückkehren und nur einer, der spätere apostolische Vikar der Gabunküste, Msgr. Bessieux, blieb in Afrika zurück. Diese harte Prüfung konnte jedoch den Muth der neuen Genossenschaft nicht brechen, und als Msgr. Barron beim hl. Stuhl um seine Entlassung einkam, übernahm P. Libermann mit Freuden die ihm übertragene Sorge um die ganze westafrikanische Mission. Im Jahre 1845 ziehen wieder neue Apostel nach Afrika, und während einige von ihnen ihrem Bruder von Gabun zu Hilfe eilen, bleiben andere schon weit nördlicher, um die Mission im eigentlichen Senegambien zu begründen.

Im folgenden Jahre 1846 wurde von ihnen am Cap Verde der Grund zu dem später so wichtigen Missionscentrum von Dakar gelegt. Aber noch hatten die Prüfungen, die den Beginn jedes großen Werkes begleiten, ihr Ende nicht erreicht. P. Tisserand, der sich als neuernannter apostolischer Präfekt nach Senegambien einschiffte, ging im Schiffbruch des Papin unter, und wenn auch sein Nachfolger, Msgr. Trüffel, in der Mission glücklich eintraf, erlag er doch bald einem bösen Fieber. Das Opfer so vieler und so theurer Leben bedrohte schließlich nicht bloß den Bestand der Mission, sondern auch der noch wenig zahlreichen Congregation vom heiligen Herzen Mariä. Aber im entscheidenden Augenblicke rettete Gottes Güte die eine wie die andere durch ein außergewöhnliches Mittel.

Es geschah dieß durch die Vereinigung der Congregation vom heiligen Geist mit der Libermann'schen Genossenschaft des heiligen Herzens Mariä, welche im Jahre 1848 zum gegenseitigen Nutzen der beiden Institute stattfand. Dieser neue Zuwachs geeigneter Kräfte kam auch gleich der Mission von Senegambien zu Gute, und von diesem Zeitpunkt her schreibt sich eigentlich ihre rechte Entfaltung und reiche Blüthe.

Msgr. Bessieux, der einzige Überlebende von den 7 ersten Missionären (1843), wurde im Jahre 1849 zum apostolischen Vikar von Senegambien und den beiden Guinea ernannt, und Msgr. Kobes, ein Mitglied derselben Congregation, zu seinem Coadjutor und Nachfolger bestimmt. Fast der ganze ungeheure afrikanische Länderstrich der heißen Zone war dem Eifer dieser beiden Prälaten und ihrer Priester zugewiesen, d. h. eine Küstenstrecke von 1500 bis 2000 Meilen ohne bestimmte Grenzen gegen das Innere des Landes hin; die Zahl der Einwohner betrug wenigstens 50 Millionen, verschieden von einander durch Abstammung, Sitten, Religion und Sprache. So bildete das senegambisch-guineische Vikariat eine der größten Missionen der Welt, und es konnte selbst dem höchsten Eifer der Prälaten und ihrer Missionäre nicht gelingen, die mit einer so gewaltigen Ausdehnung verbundenen Mißstände gänzlich zu beseitigen. Der heilige Stuhl ging daher auch mit Freuden auf den Vorschlag einer Theilung des Vikariates ein und zerlegte (1863) dasselbe in die verschiedenen Jurisdictionen von Senegambien, Sierra Leone, Dahomey und den beiden Guineen, von denen fortan eine jede ihre eigene getrennte Geschichte und einen verschiedenen Entwicklungsgang hatte.

Da schon früher in dieser Zeitschrift[1] von den übrigen apostolischen Vikariaten die Rede war, soll uns augenblicklich nur die Mission von Senegambien beschäftigen, die auch vor allen anderen wegen ihrer vielversprechenden Aussichten das Hauptaugenmerk der Missionäre auf sich zog. Bevor wir jedoch von der evangelisirenden Thätigkeit, den Erfolgen und Prüfungen der eifrigen Priester aus der Congregation des hl. Geistes und des unbefleckten Herzens Mariä reden, senden wir, unserer Gewohnheit gemäß, einige Worte über Land und Leute, die Sitten und Gebräuche, sowie über die politische Geschichte jener Gegenden voraus, ohne deren Kenntniß eine vollständige Würdigung der apostolischen Arbeiten und Erfolge nicht möglich ist.

II. Land und Leute.

Wie wohl kaum ein anderer Fluß der Erde, bildet der Senegal eine scharfausgeprägte Scheidegrenze der Pflanzen- und Thierwelt. Während er nördlich die letzten Ausläufer der unfruchtbaren Sahara bespült, spiegelt er gegen Süden die herrlichen Panoramen des ewig grünen Palmenlandes in seinen dunkeln

[1] Vgl. Jahrg. 1873, S. 141 ff.; Jahrg. 1874, S. 53 ff.; 96 ff.

Fluthen. Der Senegal wird von den Eingeborenen Bafing, d. h. schwarzer Fluß genannt. Auf dem rechten Ufer schweift auf seinem Wüstenroß der nomadische Araber und Berber, diesseits wohnt in ständigen Hütten und Dörfern der viehzüchtende oder ackerbautreibende Neger. Schon dem alten Sebastian Münster fiel dieser grelle Gegensatz auf, und er erzählt uns seine Beobachtungen in folgender naiver Weise: „Zwischen den Azenagen und Nigriten oder schwarzen Moren fleußt ein groß Wasser mit Namen Senega; das scheidet das unfruchtbar erdtreich von dem guten Land der Nigriten. Und wird da ein wunderlich Ding gesehen, da hie jenet dem wasser ein sandecht unfruchtbar Land ist, und sind die Menschen aschenfarb, nicht gar schwartz und kurzer Personen, aber über dem Wasser sind die Leute ganz schwartz, langer Person, das Land ist gar grün und fruchtbar. Es sind etlich der meynung, daß das Wasser kommt von dem Nilo, der durch Egypten fleußt. Denn wie der Nilus Egyptenland fruchtbar macht, also auch Senega der Moren Land gantz fruchtbar.“ Bis an die Quellen des Niles gehen nun freilich die Anfänge des Senegal nicht, denn er sowohl, wie die übrigen Flüsse Senegambiens: der Gambia, Rio Grande u. s. w., entspringen in der östlichen Tendawildniß, und durchbrechen in westlicher Richtung, in wilden Katarakten, zahlreichen Felsenstürzen und Stromschnellen, das tafelförmige, oft seltsame, romantisch groteske Randgebirge. Auf dem breiten Küstensaume angelangt, schleichen sie dann mit geringem Gefälle, in weiten Strombetten um zahlreiche Inseln, ruhig und majestätisch durch die wald- und wiesengrüne Ebene dem Meere zu, dessen Ebbe und Fluth sie bis auf 40 Meilen landeinwärts unterworfen sind. Mit dem andern Zusammenhang, den Seb. Münster zwischen Senegal und Nil findet, hat es indessen seine volle Richtigkeit. Wenn im Juni die furchtbaren Tornados wehen, Blitze vom grellsten Licht den Himmel in ein Feuermeer verwandeln, erschütternde Donnerschläge das plötzliche Abbrennen von tausend Geschützen übertäuben würden — dann weiß der Senegambier, daß die Regenzeit beginnt. Das Wasser strömt viel mehr in einem Gusse, als es in Tropfen niederfällt. Die Ströme und Bäche schwellen an und treten aus, und es tritt sogar in der höheren Gebirgsgegend eine zeitweilige Verbindung zwischen dem Senegal und dem Gambia ein, die wellenförmige Ebene schaut nur noch mit ihren höchsten Punkten aus dem unruhigen See, und gleicht mehr einem Insellabyrinth als einem bewohnten Festland. Im November verkünden wieder Gewitter das Aufhören der schlechten Jahreszeit; aus der Wüste von Nordosten weht der Harmattan. Dann ist die Sonne blaß wie der Mond, die Luft ist mit erstickendem Staube gefüllt. Der Gluthwind fegt sengend und trocknend über die halbverschlammten Niederungen, und da er die Luft von dem schleichenden Gifte der Sumpffieber reinigt, athmet der Fremde wieder frisch auf. Der Neger geht an seine Arbeit und zündet das während der Überschwemmung hochaufgeschossene Riedgras an. Schaaren wilder Raubvögel umkreischen die Feuerstellen, aus den ihnen in den halbversengten Schlangen und Eidechsen eine reiche Beute entgegenwinkt. In kurzer Zeit hat dann ein angenehmes frisches Grün die schwarzen Brandstätten überzogen, und liegt das Land nicht gerade an der Grenze zweier Staaten und treibt der es bewohnende Stamm Ackerbau, so wird es umgearbeitet und eingesät. Viel Mühe brauchen sich übrigens die Neger für ihren Lebensunterhalt nicht zu geben. Er wächst ihnen meistens wild auf den Bäumen.

Die Pflanzenwelt Senegambiens ist bisher noch wenig bekannt, weil dem Sammler die außerordentlichsten Schwierigkeiten entgegentreten. Er muß seine Forschungen meistens auf die Meeresküste und die Stromufer beschränken. Doch auch diese Versuche scheitern häufig an den verschiedensten Unfällen.

Die hohen Brandungen, die steilen Felsenküsten, die wie eine Riesenmauer senkrecht aus den brandenden Wogen emporsteigen, vor Allem aber die gefährlichen Springfluthen, von denen jene am Cap Rufisque (östlich vom Cap Verde) am meisten gefürchtet werden, erschweren oder vereiteln jeden Landungsversuch. Es ist, wie schon Karl Ritter hervorhob, der gänzliche Mangel an Einbuchtungen und Halbinseln, welcher so lange den afrikanischen Continent dem äußern Verkehr und Leben verschloß. Die Buchten und Baien sind, wie der Guineabusen und die Syrten, so weit geschweift, daß sie nicht im Entferntesten mit außerafrikanischen Golfen und Buchten sich vergleichen lassen. Aber selbst auf den zahlreichen Strömen ist an ein regelrechtes Eindringen in das Land nur selten zu denken. Der breite, oft tiefe Schlammsaum zwischen dem Flußwasser und dem Festland hält den Kahn zurück und erlaubt auch dem Reisenden keinen sichern Schritt. Mit dem Hackmesser muß oft der Weg durch die wuchernde Schlingpflanzenhecke gebahnt werden. Dabei senden prächtig blühende Dolichosranken ihre schwanken Brennhaarbüschel auf den Eindringling oder schneidige Rohrblätter zerreißen ihm Gesicht und Hände. Und glücklich, wenn im Versteck keine Schlange oder kein Krokodil lauert, oder ein Panther sein Mittagsschläfchen hält.

Der Meeresstrand zeigt übrigens eine Menge Pflanzenformen, die den meisten Tropenküsten gemeinsam sind. Wo in den Flußmündungen durch die hochrollende Fluth Brackwasser entsteht und Schlammbänke sich bilden, wuchern die gefürchteten Mangrovewälder; auf den meist trockenen Hügeln des Nordens wachsen Akazien und Mimosen, welche das Gummi für den Handel liefern. Die Wälder des Innern sind wie bemerkt noch wenig erforscht. Die großen Wiesen oder Savannen gegen die Küste hin sind aus hohen Gräsern und besonders an fruchtbaren Stellen aus Cyper- und Riedgräsern gebildet, selbst das Papyrus finden wir auf ihnen. Commelinen, Prachtlilien, besonders aber hohe Pandangs mit ihren Stelzenwurzeln unterbrechen durch ihren buntfarbigen Blüthenschmuck das einförmige Grün.

Unter den Waldbäumen ist der bekannteste und allseitig wohlthätigste der Baobab oder Affenbrotbaum (Adansonia digitata). Trotz einer gewaltigen Dicke, die oft bis zu 33 m. Umfang reicht, besitzt der Stamm dieses Riesenbaumes nur eine Höhe von 4—5 m., dann beginnt die Laubkrone. Wagerecht laufen von ihm drei, vier oder fünf ungeheure Äste aus, die sich gegen die Erde hinneigen, dann wieder emporstreben und ihrer ganzen Länge nach eine große Anzahl starker Verzweigungen aussenden, die fast alle ihre Richtung nach oben nehmen. Das Holz des Baumes ist so zart und schwammig, daß schon beim schwächsten Windstoß die Zweige in Bewegung gerathen. Die Rinde ist dünn und der Stamm glatt. Die sehr entwickelten, aus der Erde empordringenden Wurzeln erstrecken sich bis in eine weite Entfernung und gewähren dem Reisenden schattige Sitzbänke. Sobald der Baum ein gewisses Alter erreicht hat, beginnt der Gipfel des Stammes auf der Stelle, wo die Äste sich abzweigen, zu verderben und wird im Mark von oben nach unten zu hohl, während die Rinde gesund und lebendig bleibt. Dasselbe ist mit den Zweigstämmen der Fall. Diese Höhlungen füllen sich während

der Regenzeit mit Wasser, das sich wie in einem verschlossenen Becken erhält. So wird dann der Baobab zu einer vegetabilischen Cisterne, die von vielen afrikanischen Stämmen während der trockenen Jahreszeit als einziger Brunnen benutzt wird.

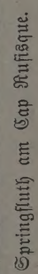
Der Durchmesser der Laubkrone eines Baobab beträgt nicht selten fünfzig und noch mehr Meter, so daß oft ein einziger Baum einem ganzen Walde gleich sieht. Im Schatten dieses Pflanzenriesen, dessen Heimath das tropische Afrika ist, siedelt sich der Mensch gerne an. Die Blätter dienen ihm als Gemüse und Würze, das röthliche mehlige Mark der Frucht von weinsäuerlichem Geschmack zur erfrischenden Nahrung, und selbst die Asche der Fruchtschalen weiß er mit Palmöl zur Seife zu verwerthen. Es kommt wohl vor, z. B. bei dem Baobab von Grand Galarques, daß selbst das ausgehöhlte Innere des Baumes zum Fetischtempel oder Gemeindehause dienen muß. Dieses einzig in seiner Art dastehende Pflanzendenkmal der Erde hat $11^1/_2$ m.



Felu-Wasserfall des Senegal.

im Durchmesser, und soll ein Alter von mehr als 5000 Jahren haben (?). Der Baobab kommt überall, auch im schlechtesten Boden fort, und ist darum eine wahre Wohlthat für die tropischen, oft von der Sonne ausgedörrten Steppen innerhalb der Wendekreise Afrika's.

‚Neben dem Baobab ragen die Riesenfächer der Palmen in die blauen Dämmerlüfte. Kokos und Datteln sind nach der Oel- und Weinpalme die wichtigsten unter ihnen für den Nahrungsbedarf des Negers. In Senegambien wächst ebenfalls die Schlingpalme (calamus), welche das sogenannte spanische Rohr liefert. Im Handel hat ferner außer dem bekannten Rothholz die afrikanische Eiche und das Ebenholz einen besonderen Ruf. Nützlicher für den Hausbedarf des Eingeborenen ist dagegen der Kolanußbaum, aus dessen Früchten man ein dem Kaffee ähnliches Getränk bereitet, und dann vor Allem der Schibutterbaum. Wenn man irgendwo Rodungen unternimmt und alle andern



Springfluth am Cap Rufisque.

Bäume fällt, läßt man den Schibaum doch immer stehen. Er gleicht im Äußeren der amerikanischen Eiche, die Frucht aber ähnelt der spanischen Olive. Sie wird in der Sonne getrocknet, im Wasser gekocht und dann zu einer Art Brei verarbeitet, der weiß und fest, im Geschmack der Butter ähnelt und sich ein ganzes Jahr lang ohne Salz frisch erhält. Diese Pflanzenbutter ist einer der Hauptartikel afrikanischen Binnenhandels.

Wir übergehen die anderen bekannteren Bäume der südlichen Gegenden, die Citronen, Orangen, Feigen, Tamarinden u. s. w., ebenso die Körnerfrüchte, Mais, Sorghum, den Bier liefernden Holcus u. s. w., weil sie dem Senegal nicht ausschließlich eigen sind. Das beliebteste Gewürz der Negerküche ist der Pfeffer, der denn auch in mehreren Sorten vertreten ist, von denen die eine noch mehr brennt als die andere. Die eigentlichen Arzneigewächse sind noch wenig bekannt; will man aber die verschiedenartigsten mit Aberglauben vermischten Anweisungen der Priester und Zauberer als Fingerzeige benutzen, so müssen gegen die hierzulande häufigen Vergiftungen und Fieber treffliche Heilmittel in der Pflanzenwelt Senegambiens zu finden sein, besonders in den zahlreich vertretenen Strychnosgewächsen und Apocyneen (Hundswürgern). Da oft durch Ausbleiben des Regens oder wegen der Heuschreckenplage die Ernte der Körnerfrüchte nicht sicher ist, haben die meisten Negerstämme sich auch die Cultur von Erdfrüchten angeeignet. Unter letzteren spielen die wichtigste Rolle der Maniok, die Bataten und die Erdnüsse, welche letztere außer dem Mehl auch ein treffliches Öl liefern.



Baobab (Affenbrotbaum).

Zur Kleidung, die sich bei den heidnischen und muhammedanischen Negern auf das Nothwendigste beschränkt, liefert die oft wildwachsende, meistens aber cultivirte Baumwolle das Material. Einige besonders rührige Stämme geben sich noch die Mühe, einheimische Färbestoffe zu verwenden; besonders ist das Blau beliebt, und blaue Kattune sind der gesuchteste Tauschartikel. Eine Art Aloë, sowie eine Palmengattung liefern ebenfalls hübsche Faserstoffe zu Geweben.

Unter der Thierwelt sind in Senegambien besonders die Affen in den verschiedenartigsten Gattungen vertreten, von den großen Tschimpansen und Gorillas bis herab zu den zierlichen Galagos und Otolicnen. Der bekannte Afrikaforscher Mage erzählt in seiner Reise, daß er am oberen Senegal eine Anhöhe gesehen, welche in einer Menge von Terrassen bis in's Wasser reichte. Sowohl das schwarze und röthliche Gestein wie jeder Baum war mit Affen buchstäblich und in solcher Menge bedeckt, daß diese Thiere einander förmlich drängten. „Ob das ein Brüllen und Springen war, als unser Fahrzeug sich ihrem Tummelplatze näherte! Es liegt nicht die mindeste Übertreibung darin, wenn ich behaupte, daß auf jenem Tafelberge, dem Hauptquartier der Affen — wo sie vielleicht einen Nationallandtag anberaumt hatten — mindestens 6000 Hundsköpfe (Kynokephalen) beisammen waren."

Ein anderer Thiergast jener Gegenden, besonders in den Savannen, ist der Elephant, den die Eingeborenen des Innern in der trockenen Jahreszeit zu jagen pflegen. Das Fleisch wird

gegessen, die Haut zu Sandalen verwendet, das Elfenbein an die Europäer verkauft. Die Westküste Afrika's liefert jährlich gegen 20 Tonnen Elfenbein. Man findet wohl auch in den Thälern des Senegal hie und da Elephantenzähne, welche dem Thiere beim Umwühlen des Bodens oder Ausheben der Sträuche abgebrochen sind, und so erklärt sich die Menge des in Handel kommenden zerbrochenen Elfenbeins. Nichts setzt die Schwarzen der Küste mehr in Erstaunen, als der Eifer, mit dem europäische Kaufleute Elfenbein suchen. Sie hegen den Argwohn, daß man die kostbaren Zähne in Europa in viel wichtigere Waare verwandle, als zu Messerheften, Kämmen, Einbänden u. drgl. Sie können sich nicht überzeugen, daß man Schiffe baue und Reisen unternehme, um sich eine Waare zu verschaffen, aus der man Messerhefte macht, da das viel billigere Holz dazu ebenso gut diene.

Pferde und Esel sind ein Luxusartikel für den Neger, wie für uns sein Elfenbein; statt der Lastthiere hat er Sklaven. In einigen Gegenden sind als Hausthiere nur das Rindvieh und die Schafe bekannt. „Hübsche Hammel das, sehr groß!" meinte eine Fulahfrau, als sie die Pack-Esel eines Reisenden sah, und eine andere, auf die Pferde zeigend, war der Ansicht, daß diese Art Ochsen doch sehr mager sei.

Aber es ist Zeit, von den Pflanzen und Thieren auf die Menschen in Senegambien zu kommen, mit denen es die Missionäre doch eigentlich allein zu thun haben.

Hier bietet sich statt des Mangels an Stoff eine andere Schwierigkeit, die nicht weniger, als jener, einer klaren Übersichtlichkeit im Wege steht, und die selbst ausführlichere Reisehandbücher nicht immer glücklich vermieden haben. Es ist dieß die große Zahl, Verschiedenheit und Mischung der Stämme in einem verhältnißmäßig so engen Gebiete.

Gewöhnlich zählt man zu Senegambien dreißig Staaten, welche von vier Völkerfamilien theils bewohnt, theils beherrscht werden.

General Faidherbe glaubt nach seinen langjährigen Studien jener Gegenden eine Malinke-Soninke-Familie annehmen zu müssen, welche ursprünglich den ganzen Nord- und Westabhang des Konggebirges bevölkerte[1].

Heute sind diese beiden eingeborenen Stämme so getheilt, daß die Malinke zehn Staaten innehaben (Segu, Kaarta, Bakunu, Beledugu, Wassalun, Wuli, Kantora, Bambuk, Bar und Badibu), die Soninke deren nur fünf (Guoy, Kamera, Gangara, Diaforna, Kingui).

In den Alluvialebenen zwischen dem unteren Senegal, dem Gambia und dem Faleme finden wir sodann eine weitere Familien-Doppelgruppe, die Serere-Wolof[2]. Die Serere bewohnen vier Staaten (Baol, Salum, Dscheguem und Sin), die Wolof drei (Cajor, Walo und Wolof).

Um endlich die Zahl der Hauptstämme zu vervollständigen, müssen wir den mächtigsten, obgleich den jüngsten von allen, noch hinzunehmen. Es ist dieß die große Familie der Peul, auch Fulbe, Fule, Fellah u. s. w. genannt. Den Fulben gehören in Senegambien sieben Staaten an (Masina, Kasso, Niani, Fulladugu, Bondu, Futa und Futa-Dschalon).

Rechnet man zu diesen Negern noch die nicht wenig zahlreichen Araber und die europäischen Ansiedler, Soldaten und Kaufleute, so mag man ein annäherndes Bild der buntesten Völkerverwirrung haben, die sich in Senegambien den Missionären darbietet.

Ein Blick auf die sittlichen Zustände und politische Entwicklung des Landes muß dieses Bild nothwendig ergänzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Ramseran.

Im vorigen Jahre haben wir in einem Berichte des Msgr. Canoz, des apostolischen Vikars von Madura, Ramnad erwähnt (1876, S. 182), eine Stadt nahe an der Grenze der Missionsdistrikte von Mittel- und Süd-Madura, ehrwürdig als die Stätte, wo der sel. Johannes de Britto zum Tode verurtheilt ward. Von hier ostwärts ragt, etwa 8 Stunden weit, eine Landzunge in's Meer hinaus, an deren äußerster Spitze der Ort Mandabam sich befindet, und noch eine Stunde weiter gen Aufgang entsteigt die „heilige Insel" Ramseran, eigentlich Rameswaram d. i. „Rama's Pfeiler", den Fluthen des indischen Oceans. Die Meerenge von Pamben scheidet Insel und Continent, ohne indessen das Meer hüben und drüben zu verbinden: denn eine Felsenkette zieht sich dicht unter dem Wasserspiegel hin und sperrt die Passage. Nur für kleinere Schiffe öffnete sich ehedem hier eine Durchfahrt, und selbst diese mußten öfters den größten Theil der Fracht ausladen, um ihren Tiefgang zu verringern. Seit 1838 arbeiten die Engländer an der Herstellung einer besseren Wasserstraße, welche bei einer Breite von 30 Meter eine Tiefe von 5 Meter erhalten soll. Taucher mußten in die Felsenmauer Löcher zur Aufnahme von Sprengpulver bohren; doch schritt das Werk in Folge der heftigen Stürme, welche die Arbeit auf die Monate Februar, März, April und mitunter Mai beschränkten, nur äußerst langsam voran: bis 1869 fehlte an der projektirten Tiefe noch ½ Meter. Die Insel Ramseran hat eine Länge von 6 Stunden und ist durch eine Sandbank, welche in einer fortlaufenden Kette von Inselchen über die Wasserfläche emporragt, mit der ungefähr 9 Stunden entfernten, größeren Insel Manaar verbunden, welche selbst wieder durch eine enge, mit kleinen Inseln besäete Wasserstraße mit Ceylon zusammenhängt. Die ganze Inselkette von Ramseran bis Ceylon heißt die „Adamsbrücke", denn auf diesem Wege, so will es die muhammedanische Sage, verließ Adam das auf Ceylon gelegene Paradies, nachdem er vom Adamspik, dessen Gipfel jetzt noch den Felsenabdruck seines Riesenfußes aufweist, zum letzten Male die Wonneinsel überschaut hatte.

Ob nun das Paradies auf Ceylon gewesen sei oder nicht, darüber mögen die muhammedanischen Gelehrten mit den Brahminen streiten, denn nach diesen hat die Adamsbrücke, wenn wir sie so nennen wollen, einen ganz anderen Ursprung. Es war zur Zeit Rama's, des siebenten Awatars d. i. der siebenten Incarnation des indischen Gottes Wischnu. Rama, so erzählt uns das große Epos Ramayana, entfloh vom Königshofe zu Ayodhya

[1] Die Malinken und Soninken bilden zusammen die Mandingos, die aber selbst wieder in verschiedenen Staaten andere Namen haben, so in Segu und Kaarta, wo man sie als Bambaras bezeichnet, in Wuli und Kantora als Malinke und Soce.

[2] Wolof auch Dscholof, Jolof, Zolof genannt.

in die Wälder und führte da mit seiner Gattin Sita und seinem Bruder Lakschmana ein strenges Büßerleben. Da gelang es Rawana, dem Könige der auf Ceylon hausenden Riesen, die schöne Sita gewaltsam durch die Lüfte zu entführen. Nach tausend siegreich bestandenen Abenteuern kamen Rama und Lakschmana, welche die Geraubte aufsuchten, in das Reich der Affen, deren König Sugriwa, durch Rama von seinem Hauptfeinde, dem Riesen Bali, befreit, sein ganzes Heer, lauter Affen und Bären, den beiden Königssöhnen aus Ayodhya zur Verfügung stellte. Nun rückten sie an das Gestade, Ceylon gegenüber; doch war die Verlegenheit groß, denn die Adamsbrücke bestand damals noch nicht und von der Schifffahrt scheint der Gott Rama keinen Begriff gehabt zu haben. Drüben aber auf dem sichern Eiland spottete der Riese Rawana seiner Verfolger. Sugriwa, der Affenkönig, hatte einen gar klugen Affen zum Minister, Hanuman mit Namen — einige seiner Nachkommen sollen in den Ländern der untergehenden Sonne als Gelehrte zu hohem Ansehen gelangt sein — der besaß die Gabe, sich nach Belieben durch die Lüfte zu schwingen; er flog nach Ceylon hinüber und entdeckte und tröstete hier Sita, welche im Harem ihres Räubers dem Gatten die Treue bewahrt hatte. Indessen gibt das Meer Rama den Rath, quer durch die See eine Straße zu bauen, und sofort begaben sich Affen und Bären unter Hanumans Leitung an's Werk; sie stürzen Wälder und Berge in's Meer, schichten sie auf und in einem Monat ist die Straße gangbar, und das Heer zieht hinüber. Drüben



Zugang zur großen Pagode von Ramseran (Madura).

erfolgt ein langer, furchtbarer Kampf zwischen den Affen und Bären einer= und den Riesen andererseits, der mit einem sieben Tage und sieben Nächte dauernden Zweikampfe zwischen Rama und Rawana endigt. Rama erschlägt seinen Gegner und kehrt im Triumphe mit seiner wiedereroberten Gattin nach Ayodhya zurück. So das Ramayana.

Neuere Gelehrte sind nun freilich der viel prosaischeren Ansicht, daß die Bänke, welche zwischen Ramseran und Ceylon die Adamsbrücke bilden, Billionen und aber Billionen winziger Korallenthierchen ihr Entstehen verdanken, über deren längst ausgestorbenen Behausungen die Fluthen Kies und Sand aufgehäuft haben.

Etwa drei Stunden von dem an der gleichnamigen Meerenge gelegenen Orte Pamben liegt die den Hindu heilige Stadt Ramseran. Die ganze Straße dahin haben fromme Rama=Verehrer mit großen Steinplatten pflastern lassen, desgleichen hat man längs derselben eine Anzahl Brunnen angelegt: zwei in dieser sandigen Gegend dem Pilger willkommene Einrichtungen. Steht auch der Tempel von Ramseran an Bauart und Ausschmückung hinter gar manchen indischen Tempeln zurück, so ist er doch neben Pelani, Siringam, Dschaggernaut und Benares eine der fünf hochheiligen Stätten, deren bloßes Betreten dem Hindu=Wallfahrer die ewige Seligkeit zusichert.

In weitem Kreise umgeben das Heiligthum die Wohnungen der Brahminen. Vier Thore öffnen sich dem Wanderer in der äußeren Umfassungsmauer und geleiten ihn durch Säulengänge

zu der inneren, von einer Säulenhalle gebildeten Umfassung, welche neben mehreren kleineren Tempeln den heiligen Badsteich und auf der Spitze eines Hügels den Haupttempel umschließt. Derselbe fesselt das Auge durch seine Größe und durch den Umfang der an ihm zur Verwendung gekommenen Steinblöcke. Viele unter den eben erwähnten Säulen sind aus einem einzigen Stein gehauen und stellen das Riesenbild königlicher Wohlthäter des Heiligthums dar. Schade, daß die Brahminen die Gestalten mit Kalk beworfen und theilweise mit grellen Farben übermalt haben, was den ursprünglich großartigen Eindruck ganz verwischt hat. Nach einer Angabe aus dem Jahre 1864 stieg die Zahl jährlicher Besucher auf 30,000, und sie wird seither bei der Vervielfältigung der Verkehrsmittel wohl kaum abgenommen haben.

Unweit Ramseran am Meere, nach dem Hügel, auf welchem sie steht, Barbadam d. i. ‚der Berg' genannt, erhebt sich eine kleinere Pagode, deren Bild wir gleichfalls mittheilen. Ihr gerade gegenüber, gleichfalls am Meere, erblickt man in einer Entfernung von $1^1/_2$ Stunden gegen Westen die von P. Laporte S. J. erst kürzlich vollendete katholische Kirche von Ariancondam. Sie ist dem hl. Martyrer Sebastian geweiht, der von hier aus Lucifer, den alten Beherrscher der Insel, herauszufordern scheint. Reizend ist der Anblick, welcher von diesem Punkte sich dem Auge eröffnet: zur Linken Pamben mit seinem Leuchtthurm und seinen tausend Barken, zur Rechten die eben erwähnte Pagode, nordwärts der Ocean mit zahlreichen nach Negapatam oder Manaar segelnden Fahrzeugen, im Süden die gepflasterte heilige Straße nach Ramseran.



Große Pagode von Ramseran (Madura).

Ob bereits Thomaschristen hier frühzeitig den ersten Samen unserer heiligen Religion gestreut haben, läßt sich nicht ermitteln; als der hl. Franz Xaver Indien betrat, war hier jedenfalls keine Spur des Christenthumes mehr vorhanden. Bald jedoch schlug es auf der Insel seine segenbringenden Wurzeln; hatte ja der Heilige auf der gegenüberliegenden Fischerküste und der benachbarten Insel Manaar blühende Christengemeinden gegründet. Als bald darauf der heidnische König von Dschaffna die Christen auf letzterer Insel blutig verfolgte, suchten jedenfalls Manche auf Ramseran eine Zuflucht und brachten so die frohe Botschaft des Evangeliums hierher. Erfreuliche Fortschritte machte dasselbe dann während der Dauer der portugiesischen Herrschaft, auf welche eine Zeit harter Bedrängniß durch die Holländer und nur allzubald religiöser Zerfahrenheit durch das goanesische Schisma folgte.

Als in neuer Zeit die Gesellschaft Jesu die Mission von Madura übernahm, konnte zum ersten Male im Juli 1841 P. Canoz, der jetzige apostolische Vikar der Mission, die Insel besuchen; er fand etwa 2000 in verschiedene Dörfer zerstreute Katholiken, die sich in einem Zustande trauriger Verwilderung befanden. Sie wußten kaum das Kreuzzeichen zu machen, kamen nach Art der Heiden nur einmal im Jahre zum Hauptfeste in das Gotteshaus, dazu wohl auch noch an ihrem Heirathstage. Die Beichte unterblieb ganz allgemein, weil sie dem goanesischen Miethlinge, der nur einigemal im Jahre herüberkam, um Geldbeiträge einzutreiben, nichts einbrachte;

Greise und alte Frauen fanden sich, welche noch niemals die hl. Communion empfangen hatten; die kirchliche Trauung wurde von allen Jenen unterlassen, welche die geforderte Taxe nicht zu zahlen vermochten. Auf 20 Ehen, welche P. Canoz bei seiner ersten Anwesenheit in Pamben einsegnete, kamen 19 wilde Ehen.

Gottlob! gegenwärtig steht es bereits viel besser. Das Schisma ist von der Insel verschwunden, und in jüngster Zeit haben zwei katholische Engländer die Belebung des Glaubens mächtig gefördert. Der Eine, Mr. Daviot, ist Hafenkapitän von Pamben. Bisher hatten die Katholiken dieser Stadt nur eine ärmliche, mit Palmblättern gedeckte Kapelle, die sich neben der steinernen Kirche der Protestanten mit ihren gothischen Fenstern, dem geräumigen Schulhause und dem sauberen Kirchhofe übel genug ausnahm. „Soll denn der Irrglaube immerdar sich der Wahrheit gegenüber breit machen dürfen? Das muß aufhören!“ — So sprach dieser wackere Katholik und zeichnete 500 Rupien für den Bau einer neuen Antoniuskirche. Bald sah er seine Opferwilligkeit und das Gottvertrauen, mit dem er das Werk begonnen hatte, belohnt. Um eben jene Zeit wurde Mr. Philipps, ein eifriger und vermöglicher Convertit, als Chef des Telegraphenamtes nach Pamben berufen; zudem hatte die zum Besten des Baues eröffnete Subscription einen glücklichen Fortgang: da gab es sogar einzelne Heiden und Muhammedaner, welche 50—60 Rupien zeichneten. Im Ganzen beliefen sich die Kosten auf 1500 Rupien (3000 Mk.), und am 14. Mai 1875 konnte P. Laporte S. J. das neue, allerdings



Kleine Pagode von Ramseran.

noch immer höchst einfache Gotteshaus, so feierlich es die bescheidenen Verhältnisse gestatteten, einweihen.

Die Thätigkeit des Missionärs in den einzelnen Dörfern der Insel ist einförmig und fällt nicht in die Augen, aber vor Gott ist sie verdienstlich und auch auf Erden nicht erfolglos. Eines Abends kömmt er im Dorfe Accalmadam an, wo Mr. Philipps für ihn ein Zelt hat in Bereitschaft setzen lassen. Am Morgen wohnen nur wenige Personen der hl. Messe bei. Der Missionär hält sie nach derselben zurück, unterrichtet sie und hört ihre Beichte. Unterdessen ist auch schon der Katechet ausgegangen, um die verlorenen Schäflein aufzusuchen. Eine Liste der Pfarrangehörigen in der Hand, weiß er die Einzelnen ausfindig zu machen, und Jeder antwortet ihm: varren, varren, d. h.: „Ich komme schon, ich komme schon!“ Es wird Abend und Niemand ist gekommen; nun mag der Missionär selbst auf die Suche ausgehen. Die Liste in der einen, den Stock in der andern Hand, wandert er in die Dunkelheit hinaus. Der Erste, der ihm begegnet, ist ein 70—80jähriger Greis, der sich mühsam einherschleppt. — „Wie ist dein Name?“ — „Saverimuttu.“ — „Du bist also Christ. Und wann hast du zum letzten Male gebeichtet?“ — „Noch niemals.“ — „Und deine erste hl. Communion?“ — Keine Antwort. Der Missionär schickt ihn zum Katecheten in die Kapelle, der ihn zur Beichte vorzubereiten hat, und setzt seine Wanderung fort. Am folgenden Morgen sieht er 29 Personen am Tische des Herrn versammelt, unter ihnen 5 Erstcommunikanten und darunter den

Greis Saverimuttu. Während des ganzen Unterrichtes hatte sich dieser gefühllos gezeigt wie ein Stein; kaum hat er aber den Leib des Herrn empfangen, da ist er wie umgewandelt, er geht jetzt hin und redet allen Anderen zu, ihren religiösen Pflichten nachzukommen.

Ähnlich geht es zu Ariancondam. Hier ist man mit dem Bau der Kirche zum hl. Sebastian beschäftigt. Der Missionär hat sein Zelt gerade neben der Baustätte aufgeschlagen. Den ganzen Tag über geht er ein und aus, spricht erst diesem von den Bauleuten, dann jenem zu und läßt sich von jedem derselben genaue Rechenschaft über den Zustand seiner Familie ablegen; namentlich muß jeder ihm seine Kinder vorführen, damit der Missionär sich aus eigener Anschauung überzeugen kann, ob sie für den Beicht- oder den Communionunterricht reif sind. Am Abende des ersten Tages nimmt er seine sämmtlichen Bauleute zu sich in's Haus und heißt sie sich niedersetzen und den aïttam (die Gewissenserforschung) anhören. Einige möchten sich freilich davonmachen, aber keine Ausrede wird angenommen. Der Katechet liest die Formel vor, welche der Missionär mit entsprechenden Erläuterungen begleitet, dann hört er sie Alle Beichte und erlebt am nächsten Morgen die Freude, ihrer 20 am Tische des Herrn zu sehen. Der folgende Tag fügt zu denselben noch weitere 35 hinzu.

Atticadu zählt 220 Christen und braucht eine Kirche; die Mittel nur sind schwer zu erlangen, denn die armen Eingeborenen selbst sind nicht im Stande, sie zu beschaffen. Eine Nachbargemeinde steuert nach bestem Vermögen bei; nun hat der Missionär etliche 30 Rupien (60 M.) beisammen, das ist herzlich wenig für einen Kirchenbau. Er wendet sich in seiner Noth an die vermöglicheren Paraver der Fischerküste; er stellt ihnen vor, wie die neue Kirche so recht ihr Werk sein und verspricht, daß eine Platte aus schwarzem Marmor mit goldener Schrift dieses der Nachwelt verkünden solle. Das zündet und das Kapital steigt alsbald auf 600 Rupien; nun darf zur Grundsteinlegung geschritten werden.

Schließen wir diese Skizze mit einer merkwürdigen Überlieferung der Christen in Ramseran, die uns P. Canoz in folgenden Worten mittheilt. „Man erzählt sich hier, daß einstmals Einwohner von Ramseran eine große Kiste gewahrten, die auf den Meereswellen dem Gestade zutrieb. Die Heiden liefen herbei, sich in den Besitz derselben zu setzen, aber jedesmal rissen die Wogen dieselbe wieder in die hohe See zurück. Als endlich die Heiden nach manchen fruchtlosen Versuchen sich zurückgezogen hatten, kamen auch einige Christen an's Ufer und sogleich trieb die Kiste vor ihren Füßen an's Land. In derselben fanden sie drei Statuen von 2½ Fuß Höhe. Die eine stellte die seligste Jungfrau dar, das Jesuskind auf dem Arme und ein Scepter in der Hand; die beiden anderen die heiligen Thomas und Dominikus. Mit Ehrfurcht nahmen die Christen dieses Geschenk des Himmels in Empfang und bauten eine Kirche unter dem Titel U. L. F. vom Scepter. Das ist eben die Kirche, die ich in Ramseran besucht habe. Nach Anderen soll sich in der Kiste auch eine kleine goldene Statue des heiligen Jakobus befunden haben, welche die Heiden an sich gerissen hätten; doch seien sie dafür durch eine Krankheit bestraft worden, die jetzt noch ihre Nachkommen befalle. Schrecken und Ehrfurcht sei darob über sie gekommen, und das habe den Bau der Sankt-Jakobskirche veranlaßt, sowie den Zulauf, dessen sich diese Wallfahrtsstätte seitens der Heiden wie der Christen erfreue. Da die alte Kirche in Verfall gerathen war, so haben die Einwohner vor 30 Jahren (1811) eine neue aufgeführt, die ich besucht habe; sie ist aus Backsteinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt."

Eine neue Mission auf den Falklandinseln.

(Mitgetheilt vom hochw. Herrn **Jak. Foran**, Missionär auf den Falklandinseln.)

Die Falklandinseln, von den Franzosen Malouines, von den Spaniern Malvinas genannt, liegen zwischen dem 51. u. 53.° S. Br. und zwischen dem 57. u. 62.° Ö. L. (Greenw.), ungefähr 1200 Seemeilen südöstlich von Buenos-Ayres und 250 Meilen östlich von der Magelhaens-Straße und der Küste von Patagonien. Der Archipel besteht aus zwei größern Inseln, dem östlichen und westlichen Falkland, und etwa hundert kleineren Inseln, welche zusammen einen Flächenraum von 223 geogr. Quadratmeilen ausmachen. Die Küste ist durch zahlreiche Buchten und kleine Häfen ausgezackt, welche den Schiffen zu jeder Jahreszeit sicheren Ankergrund bieten. Der Anblick des Landes ist öde und traurig — man sieht nichts als bräunliches, struppiges Gras und graue Felsentrümmer, die sich in wirren Massen an den Seiten und auf den Gipfeln der Berge emporthürmen. Während die Pflanzenwelt auf dem Grunde des Meeres eine reiche und mannigfaltige ist, trägt das Land keinen Baum und keinen größeren Strauch. Der Boden ist schwarzer Torf, dessen sich die Ansiedler als Brennmaterial bedienen. Vor der Einführung der Schafe und andern Viehes war die ganze Küste überall von langgestreckten Büschen eines Krautes bedeckt, das man Tussak nennt. Dieß Gewächs ist auf den großen Inseln verschwunden; man findet es nur noch auf den kleineren, auf welche noch keine Heerden gedrungen sind.

Füchse waren die einzigen vierfüßigen Thiere, welche von den ersten Besuchern der Falklandinseln getroffen wurden; die Rasse ist gegenwärtig beinahe erloschen; dagegen gibt es heute Überfluß an wildem Vieh. Auch Schweine trifft man auf einigen der Inseln. Meer- und Landvögel sind in großer Mannigfaltigkeit vorhanden. Am zahlreichsten sind die Pinguine, welche sich im Frühjahr und Sommer zu Tausenden am Ufer versammeln. Einige von ihnen vergraben ihre Eier in den Sand; eine andere Art legt sie an Felsenabhänge, um sie von der Sonne ausbrüten zu lassen. Im November und December ist die ganze Küste mit diesen Nestern bedeckt. Die Pinguine haben nur Flügelrudimente, ihr Leib ist mit kurzen, dichten Federn besetzt, die dem Gefieder ein pelzartiges Aussehen geben. Auch Fregattenvögel, die schnellsten Flieger, nisten auf den unbewohnten Inselchen; zahlreicher sind in mehreren Arten die Enten vertreten, und wilde Gänse kommen in großen Schwärmen vor; ebenso leben hier Schnepfen und Kibitze in Menge, und zur Sommerszeit wimmeln die Buchten von Fischen aller Art.

Im Jahre 1842 wurde ein englischer Gouverneur an die Spitze der Kolonie gestellt, die sich seit 1832 auf diesen sonst unbewohnten Inseln angesiedelt hatte; derselbe ließ sich in Port-Louis, am Eingang der Berkeley-Straße, nieder, doch wurde

seither dessen Sitz nach Stanley verlegt, da dieser Hafen eine sicherere und bequemere Einfahrt gewährt. Im Jahr 1849 wurden 30 Irländer mit Weib und Kind von England aus als Kolonisten hierhergeschickt. Die Hälfte von ihnen waren katholisch. Groß war ihre Enttäuschung, als sie an diesem unfruchtbaren, trostlosen Ufer landeten; sie konnten sich hier nicht einmal die Tröstungen der Religion verschaffen. Mehrere von ihnen kehrten daher nach England zurück oder siedelten nach Südamerika über; vier von ihnen leben noch heute in Stanley, deren einer bereits hochbetagt und blind ist.

Ein katholischer Missionär, der hochw. H. M. Laurenz J. Kirwan, besuchte die Kolonie 1857 von Buenos-Ayres aus und verweilte vier Monate daselbst. Während dieser Zeit hielten die Katholiken Versammlungen, eröffneten eine Subscription behufs einer zu bauenden Kirche und baten den Gouverneur um einen Bauplatz. Ihre Bitte wurde jedoch nicht gewährt; daher kauften sie selbst einen halben Acre Landes und beschlossen in einer Versammlung vom 6. April 1858, Se. Eminenz den Cardinal Wiseman bittschriftlich um einen Priester zu ersuchen und sich gleichzeitig um Hilfe an den Centralrath des Vereines der Glaubensverbreitung zu wenden.

Vom Februar 1857 bis zum November 1875, wo ich hier anlangte, besuchten drei Priester von Buenos-Ayres aus die Kolonie. Ohne diese Besuche hätten wohl nur wenige der Katholiken ihren Glauben bewahrt. Denn es gibt unter ihnen keine einzige vollständig katholische Familie. Die hier ansäßigen Irländer verheiratheten sich mit Protestanten und zwar gewöhnlich unter der Bedingung, daß die Kinder protestantisch erzogen werden sollten; denn die Prediger suchten den Eltern beizubringen, daß es besser sei, ihren Kindern einen protestantischen Religionsunterricht zu Theil werden zu lassen, als gar keinen. So oft indeß Priester die Kolonie besuchten, kamen immerhin viele Erwachsene zu den heiligen Sacramenten, die jungen Leute, welche einige Religionskenntnisse hatten, wurden zum Empfang der ersten heiligen Communion vorbereitet und die Kinder getauft. Bisweilen brachte man auch die Eltern zu dem Entschluß, ihre Kinder nicht in die protestantische Schule zu senden.

Im Jahr 1872, nach dem Besuche des Missionärs W. Walsh, wurde eine katholische Sonntagsschule in's Leben gerufen. Der Gouverneur war damals den Katholiken günstig, und seine Frau trat sogar in den Schooß der Kirche zurück. Ein neuer Lebenshauch schien die ganze Gemeinde zu durchströmen, und frohe Hoffnung lebte in den Gemüthern derjenigen auf, welche sich nach Rückkehr zum alten Glauben sehnten. Von Neuem wurden Beiträge gesammelt und endlich eine Kapelle aus Holz gebaut. Sie ist 10 m. lang, 5 m. breit, 4 m. hoch. Hier versammeln wir uns jeden Sonntag zur heiligen Messe, zur Christenlehre und zum Segen. Aber sie hat den allen Holzbauten gemeinsamen Fehler, daß die Wände allüberall voller Risse und Sprünge sind; der trockene Sommerwind zieht das Holzwerk zusammen, und wenn dann der Regen kommt, dringt er in Strömen durch das Dach. Altar und Kirchenschmuck werden durch die Feuchtigkeit verdorben. Um diese Kapelle bauen zu können, mußte man das im Jahre 1857 gekaufte kleine Grundstück veräußern; den Bauplatz zu der gegenwärtigen Kapelle hat der Gouverneur gekauft und dann den Katholiken geschenkt.

Nun ein Wort über den augenblicklichen Stand der Mission. Ich kam am 3. Nov. 1875 zu Stanley an. Ich war wohl darauf gefaßt, in der Kolonie große geistliche Mißstände vorzufinden, aber eine genauere Idee davon hatte ich nicht, bevor ich die Dinge selbst gesehen. Die katholische Bevölkerung besteht aus Engländern, Irländern, Schotten, Franzosen, Portugiesen, Italienern und Südamerikanern spanischer Abstammung und Zunge. Ungefähr 140 wohnen in Stanley, 50 über die Insel hin zerstreut, und 25 auf dem westlichen Falkland. Alles in Allem 215 Katholiken auf eine Gesammtzahl von ca. 900 Bewohnern. Eine große Anzahl von ihnen sind ehemalige Matrosen.


Unterseeische Pflanzenwelt bei den Falklandinseln.

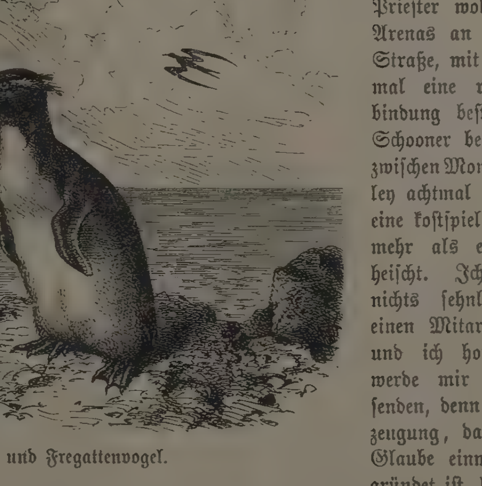
In Folge der gemischten Ehen hat die religiöse Gleichgiltigkeit auf den Falklandinseln allgemein um sich gegriffen. Von den 140 Katholiken zu Stanley erfüllen nur 40 ihre österliche Pflicht. Ich habe 24 Kinder zur ersten heiligen Communion vorbereitet und 24 andere getauft. Am Sonntag wohnen 30 bis 50 Personen der heiligen Messe bei; eine größere Anzahl kommt Abends zum Segen, und einige 30 Kinder besuchen die Christenlehre.

Stanley ist die einzige eigentliche Stadt des Archipels. Die „Gesellschaft der Falklandinseln" hat eine kleine Niederlassung von 17 Hütten zu Darwin, etwa 70 engl. Meilen von Stanley. Die Schafzüchter besitzen ungeheure Ländereien; ihre Häuser, 30 bis 40 engl. Meilen von einander entfernt, liegen fast immer an einem Hafen. Auf dem Lande reist man zu Pferde. Ein Fremder, der hier ohne Führer reisen wollte, stände in Gefahr, sich in den Sümpfen zu verlieren; außerdem macht auch der Mangel an Straßen und betretenen Fußwegen das Reisen überaus schwierig und gefahrvoll.

Wie man sieht, sind die Aussichten der Mission nicht eben sehr ermuthigend. Ich hoffe indeß von meinen Pfarrangehörigen jährlich 60 Pfd. Strl. (1200 M.) zu erhalten. Die Regierung hat versprochen, dem katholischen Priester einen Jahresgehalt von 50 Pfd. Strl. (1000 M.) auszuwerfen, von dem Tage an, wo ein protestantischer Kaplan förmlich in der Kolonie angestellt sein wird. Da bis jetzt noch kein solcher Kaplan erschienen ist, habe ich noch nichts von dieser Vergünstigung genossen. Die Schwierigkeit meiner Lage ist indeß zur Kenntniß der Regierungsbehörde gelangt, und ich hoffe, daß die von mir gethanen Schritte nicht vergeblich sein werden.

So steht es mit meinem Einkommen, das für die nothwendigsten Bedürfnisse nicht entfernt hinreicht. Ich sollte ein Pferd kaufen, dessen man bei den Reisen im Innern des Landes unmöglich entrathen kann. Alle zum Lebensunterhalt nöthigen Dinge müssen aus England beschafft werden und kommen deßhalb sehr theuer. Die Miethpreise sind sehr hoch und der Lohn der Dienstleute doppelt so groß als in England. Um all' diese Auslagen machen zu können, müßte ich zum wenigsten jährlich 200 Pfd. Strl. (4000 M.) haben.

Was die Zukunft der Mission betrifft, so läßt sich noch gar nichts Bestimmtes sagen. Erst seit einigen Jahren ist die Viehzucht eingeführt und sie gedeiht. Der gesammte Flächenraum der Insel ist an Viehzüchter verpachtet, und in dem Grade, als die Heerden zunehmen, wird auch ungefähr die Bevölkerung wachsen. Es steht zu hoffen, daß manche unserer Katholiken zur Ausübung ihres Glaubens zurückkehren werden; aber unsere hauptsächliche Hoffnung ruht vorzugsweise auf der Jugend, für deren Erziehung eine Schule absolut nothwendig ist. Nur da kann sie den erforderlichen Religionsunterricht erhalten und dem Einfluß der protestantischen Gesellschaft entzogen werden, der es bis jetzt nur allzugut gelungen ist, die armen jungen Leute um ihren Glauben zu bringen.



Pinguin und Fregattenvogel.

Der gegenwärtige Augenblick ist sonst unzweifelhaft überaus günstig. Der Gouverneur und seine Frau sind beide katholisch und verlangen nichts sehnlicher, als uns mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu helfen. Sie nehmen an unserem Erfolg auf's Innigste Theil, ihre Gegenwart allein gewährt uns schon bedeutende Unterstützung. Wir haben vom Staate einen Acre Landes für eine Kirche, Schule und Priesterwohnung erhalten, und zwar in der Nähe des Hafens. Eine Kirche, an dieser Stätte gebaut, würde vor allen andern Dingen das Auge der einfahrenden katholischen Seeleute auf sich ziehen, deren ja so viele hier Schutz suchen.

Ich bin voll Vertrauen auf den lieben Gott hierher gereist, und obwohl ich bei der Ankunft in Stanley nichts hatte als das allernöthigste Reisegepäck, hat es mir doch bis jetzt an nichts gemangelt. Meine Anstrengungen, das muß ich gestehen, haben bis heute keine großen Erfolge erzielt. Wir bedürfen gar sehr der Gebete der europäischen Katholiken. Ich bin überzeugt, meine Mission wird schon vorangehen, wenn sie einmal Antheil hat an dem Vater Unser und Ave Maria der Mitglieder der Glaubensverbreitung. Bis jetzt bin ich hier allein. Die nächsten Priester wohnen in Pontas-Arenas an der Magelhaens-Straße, mit welcher nicht einmal eine regelmäßige Verbindung besteht. Ein Post-Schooner besorgt den Dienst zwischen Montevideo und Stanley achtmal im Jahre. Es ist eine kostspielige Reise, welche mehr als einen Monat erheischt. Ich wünsche daher nichts sehnlicher, als hier einen Mitarbeiter zu haben, und ich hoffe sogar, Gott werde mir mehrere Priester senden, denn ich bin der Überzeugung, daß sie, wenn der Glaube einmal hier fest begründet ist, leicht ihre Thätigkeit auch auf die benachbarten Ufer des Feuerlandes und Patagoniens ausbreiten können, dessen Bewohner für die Aufnahme des Evangeliums nicht ungünstige Anlagen zeigen.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Der Protestantismus in China und speciell in Kiang-nan.

Der letzte Bericht des apostolischen Vikariates von Kiangnan (Schanghai, Juli 1876) enthält lehrreiche Aufschlüsse über den Zustand der protestantischen Missionen in China und namentlich in der Provinz Kiang-nan, welche wir hier wiedergeben.

I. Mehr als 60 Jahre sind verflossen, seitdem die ersten protestantischen Prediger ihre Lehre dem chinesischen Volke zu verkünden begonnen haben. Ihre Nachfolger haben in den meisten Provinzen des Reiches Missionsstationen gegründet; namentlich ward Kiangnan, Dank der großen Anzahl seiner Häfen, ein Lieblingsfeld ihrer Thätigkeit.

Wir lassen zunächst die Namen der einzelnen betheiligten protestantischen Missionsgesellschaften folgen und geben bei einer jeden das Jahr an, wo sie zuerst ihre Prediger hierhin entsandte:

1. Londoner Missionsgesellschaft 1807
2. Niederländische Missionsgesellschaft 1827

3. Amerikanischer Verwaltungsrath für auswärtige Missionen (American Board of Commissioners for Foreign Missions) 1830
4. Amerikanisches Baptistencomité für auswärtige Missionen, oder: Amerikanischer Baptisten-Missionsverein 1834
5. Comité für auswärtige Missionen der protestantischen Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten 1835
6. Missionsgesellschaft der englischen Hochkirche 1837
7. Comité für auswärtige Missionen der presbyterianischen Kirche in den Vereinigten Staaten 1838
8. Allgemeiner Baptisten-Missionsverein (England) . . . 1845
9. Baseler evangelische Missionsgesellschaft 1847
10. Rheinische Missionsgesellschaft 1847
11. Comité für auswärtige Missionen der südlichen Baptisten-Vereinigung (of the Southern Baptist Convention) in den Vereinigten Staaten 1847
12. Missionsgesellschaft der Sabbath-Baptisten (Vereinigte Staaten) 1847
13. Missionsgesellschaft der amerikanischen Episkopal-Methodisten 1847
14. Comité für auswärtige Missionen der presbyterianischen Kirche in England 1847
15. Missionsgesellschaft der methodistischen Episkopalkirche in den nordamerikanischen Südstaaten 1848
16. Missionsgesellschaft zu Lund in Schweden 1849
17. Kasseler Missionsgesellschaft 1850
18. Berliner Missionsgesellschaft 1851
19. Wesleyanische Missionsgesellschaft (England) 1852
20. Gesellschaft zur Evangelisirung von China (England) . 1853
21. Niederländische Gesellschaft zur Evangelisirung von China 1855
22. Comité für auswärtige Missionen der holländisch-reformirten Kirche in den Vereinigten Staaten 1858
23. Pommer'sche Missionsvereinigung für die Evangelisirung China's 1858
24. Englische Baptisten-Missionsgesellschaft 1860
25. Neuere methodistische Missionsgesellschaft in England (New connection methodist missionary Society in England) 1860
26. Französisch-protestantische Missionsgesellschaft zu Paris . 1860
27. Mission der vereinigten Presbyterianer Amerika's . . . 1860
28. Gesellschaft zur Evangelisirung des Innern von China (Chinese Inland evangelization Society) 1862
29. Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens im Auslande 1862
30. Missionsgesellschaft der vereinigten freien Methodistenkirche in England 1864
31. Missionscomité der vereinigten presbyterianischen Kirche in Schottland 1865

Von diesen 31 Missionsgesellschaften fallen somit auf die Vereinigten Staaten und England je 11, auf Deutschland 4, auf die Niederlande 2, auf die Schweiz, Schweden und Frankreich je eine[1].

Zwei weitere Missionsvereine: die schottische nationale Bibelgesellschaft und der Frauen-Missionsverein, schicken gleichfalls ihre Sendlinge nach China.

Von 1807—67 haben die oben erwähnten 31 Gesellschaften 338 europäische und amerikanische Missionäre nach China entsandt[2].

Die Zahl der auf diese 60 Jahre fallenden eingebornen Prediger ist uns nur unvollständig bekannt. Folgende Ziffern sind einer von dem Prediger Miles Justus Knowlton aus dem amerikanischen Baptisten-Missionsverein herausgegebenen Statistik[3] entnommen.

	1853	1863	1864	1868
Zahl der Missionsstationen (in den Häfen und im Innern)	26	108	130	306
Zahl der eingebornen Prediger	59	141	107	365
" " Christen	351	1974	2607	5743

Im Laufe des verflossenen Jahres hat der Prediger J. W. Davis eine Übersicht der Anzahl der protestantischen Prediger in China für das Jahr 1875 veröffentlicht, die wir nach dem 5. Bande des Chinese Recorder and Missionary Journal wiedergeben:

Hauptstationen	41
Eigentliche Prediger	189
Ärzte im Dienste der Mission	10
Personal der Druckerei	3
Gehilfen aus dem Laienstande	24
Frauen	210 } 436
Männer	226 }

In letzterer Übersicht vermissen wir zwei Posten, über welche wir gerne etwas erfahren hätten. Wie hoch beläuft sich gegenwärtig die Anzahl der eingebornen Christen protestantischen Bekenntnisses? wie hoch die Anzahl amerikanischer, europäischer, eingeborner Prediger?

II. Wir gehen nunmehr zu der Geschichte des Protestantismus in der Provinz Kiangnan über. Der am 29. August 1842 zwischen England und China zu Nanking abgeschlossene Vertrag hatte dem Opiumkrieg ein Ende gemacht und vier neue Häfen, darunter den von Schanghai, dem europäischen Handel geöffnet. Im December des folgenden Jahres landeten zugleich mit dem englischen Consul die Prediger W. H. Medhurst und M. Lockhart, beide entsandt von der Londoner Missionsgesellschaft, in dieser Stadt. Als am 10. September 1856 Herr Medhurst sich wieder nach England einschiffte, hatten bereits zehn weitere Gesellschaften Schanghai zum Mittelpunkte ihrer Thätigkeit erkoren und 57 Missionäre dahin gesandt. Die Mittel, welche, damals wie heute, zur Verbreitung des Protestantismus in Anwendung gebracht wurden, waren: Predigt in Bethäusern oder anderen zu gleichem Zwecke gemietheten Räumlichkeiten, Vertheilung von Bibeln und Traktaten, Errichtung von Schulen.

Bereits 1843, noch vor Ankunft der Prediger der Londoner Missionsgesellschaft, hatte eine zu Hongkong tagende Conferenz eine Revision der chinesischen Übersetzung des Alten und Neuen Testamentes beschlossen und eine aus fünf Mitgliedern bestehende Commission mit dieser Arbeit beauftragt. Dieselbe hielt im Sommer 1847 zu Schanghai unter Medhurst's Vorsitz ihre erste Sitzung; Ende Juli 1850 war die Revision des N. T. und im Frühling 1853 diejenige des A. T. beendet. Im nämlichen Jahre verehrten die verschiedenen Religionsgesellschaften Englands der chinesischen Nation eine Million Bibeln als Geschenk. Die Druckereien in Schanghai, namentlich diejenige der Bibelgesellschaft, waren drei Jahre lang mit dem Drucke derselben unausgesetzt beschäftigt. Ein neuersonnenes System der Colportage bewirkte deren schnellere und weitere Verbreitung.

Wir haben nun die von den protestantischen Gesellschaften in Schanghai und den fünf Sektionen des apostolischen Vikariates von Kiang-nan errichteten Missionsstationen anzugeben. Schanghai zählt:

Eigentliche Prediger	10
Direktor einer Druckerei	1
Missionäre aus dem Laienstande	4
Frauen	11
	26

Seit dem 23. Mai 1875 ist Schanghai Bischofssitz und hat der Rev. W. Armstrong Russel, „Bischof" für Nordchina, die Dreifaltigkeitskirche zu seiner Kathedrale erhoben. Diese Kirche ist Eigenthum der englischen Regierung und der anglikanischen Gemeinde in Schanghai.

Eine weitere Kirche, Union Chapel, hat die Londoner Missionsgesellschaft erbaut. Eine andere, Church of our Saviour, besitzt die Mission der amerikanischen Episkopalkirche in dem amerikanischen Stadtviertel von Hong-keu.

[1] Memorials of Protestant Missionaries to the Chinese. Shangai, American Presbyterian Mission-Press 1867, p. V. VI.

[2] Memorials p. 285, 286, 287.

[3] China as a Mission Field. Philadelphia, Biblo and Publication Society, 350, Archstreet.

Sonntag den 13. September 1874 eröffnete der Prediger Lambuth, von der Missionsgesellschaft der methodistischen Episkopalkirche in den nordamerikanischen Südstaaten, auf dem Boden der französischen Concession ein Bethaus, welches gegen 120 Personen zu fassen im Stande ist.

Innerhalb des Stadtwalles besitzt der Protestantismus 7—8 Bethäuser, deren Charakter wir jedoch nicht genauer anzugeben vermögen. Außerhalb des Westthores, an der französischen Straße nach Si-ka-wei, ist die South-Gate-Chapel gelegen, die dem Comité für auswärtige Missionen der presbyterianischen Kirche in den Vereinigten Staaten untersteht. Zur Zeit haben die Protestanten in Schanghai zwei Elementarschulen und zwei Spitäler.

Ein Tagblatt als Mittel der Propaganda für den Protestantismus erscheint bis jetzt noch nicht. Dafür veröffentlicht die Mission der amerikanischen Presbyterianer ein chinesisches Wochenblatt unter dem Titel Wan-ko-kong-pao (Allgemeine Nachrichten aus den zehntausend Königreichen). Die Tendenz des Blattes ist in folgenden englischen Worten gekennzeichnet, die unter dem Titel zu lesen sind: Chinese Globe Magazine devoted to the extension of knowledge relating to the geography, history, civilization, politic, religion, science, art, industry and general progress of Western countries (Chinesisches Weltmagazin zur Belehrung in Geographie, Geschichte, Civilisation, Politik, Religion, Naturwissenschaft, Kunst, Industrie und allgemeinem Fortschritt der Westländer). Wie man sieht, nehmen die religiösen Fragen in diesem Blatte eine recht bescheidene Stelle ein.

Daneben besteht eine alle zwei Monate erscheinende englische Zeitschrift: The Chinese Recorder and Missionary Journal, die für gewöhnlich Berichte über geschichtliche und philologische Arbeiten, biblische Forschungen, neue Erscheinungen auf dem Büchermarkte und dazu Reisebeschreibungen und eine kirchliche Rundschau bringt. Weder diese Zeitschrift noch jenes Wochenblatt machen sich die Bekämpfung des Katholicismus zur Aufgabe. — So viel über die Werke, die der Protestantismus in Schanghai in's Leben gerufen hat.

Sektion von Su-tscheu. — In der Stadt Su-tscheu befinden sich die Nordkirche und die Südkirche der amerikanischen Presbyterianer, an deren jeder zwei Prediger thätig sind. Die amerikanischen südstaatlichen Methodisten und die Londoner Missionsgesellschaft sind durch eingeborne Prediger vertreten. In Kuen-se versieht ein chinesischer Prediger die Missionsstation.

Sektion von Song-kiang. — Hier findet sich kein europäischer oder amerikanischer Prediger, wohl aber vier einheimischen Predigern anvertraute Stationen zu Song-Kiang, Ta-sang, Kang-we und Ne-siang. Letztere ward am 16. Mai 1875 durch den Prediger Lambuth eröffnet.

In den Sektionen von Ne-wei und Hai-men hat der Protestantismus noch nicht Fuß gefaßt.

Sektion von Nanking. — In dieser Stadt hat die Gesellschaft zur Evangelisirung des Innern von China eine Niederlassung gegründet und einen europäischen Prediger angestellt. Die amerikanischen Presbyterianer haben in ihrer im Januar 1875 zu Ning-po abgehaltenen Jahresversammlung den Predigern Whiting und Leaman die Eröffnung einer neuen Missionsstation gestattet. Demgemäß miethete der letztgenannte Herr am 1. September in Nanking ein Haus, wo einen Monat später sein Amtsbruder gleichfalls eintraf. — Seit längerer Zeit besitzt die Gesellschaft zur Evangelisirung des Innern von China eine Station in Yang-tscheu, welche gegenwärtig einem eingebornen Prediger anvertraut ist. Auch hat sie zwei Häuser in Tschen-kiang, deren eines ein chinesischer Prediger inne hat, während in dem anderen der Prediger Mac-Carthy eine Schule leitet. Zwei Prediger kommen auf Tai-tscheu und auf Tsin-kiang. Ning-ko-fu und Tai-ping-fu haben jedes einen Prediger der nämlichen Gesellschaft. Sie besetzt auch U-hu, Ta-tong, Ngan-king, Tsin-yang und Tsche-tscheu, und zwar Ngan-king mit zwei europäischen, die übrigen Städte mit einheimischen Predigern; die Prediger dieser Gesellschaft stehen unter der Leitung eines gewissen Herrn Taylor und haben gleich den katholischen Missionären die landesübliche Tracht angenommen.

Das sind die freilich noch recht unvollständigen Angaben über den jetzigen Stand des Protestantismus im Vikariate von Kiangnan, die wir zu geben im Stande sind. Die Anzahl der zum Protestantismus bekehrten Chinesen ist in den Statistiken nicht vermerkt; legt schon dieses Schweigen die Vermuthung nahe, daß es um diese Zahl nicht glänzend steht, so wird diese Vermuthung zur hohen Wahrscheinlichkeit, wenn nicht zur Sicherheit erhoben durch einen Blick auf die oben vom Jahre 1868 mitgetheilte Zahl der Protestanten des Gesammtreiches.

Hupe. Im vorigen Jahre (1876, S. 191) haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Lage der Christen in China mehr abhängig sei von der guten Gesinnung der Lokalbehörden, als von dem Willen der Centralregierung. Wir verzeichneten damals eine ganze Reihe von Beweisen der Achtung und Verehrung, welche die Missionäre in Kiangnan von Seiten der Mandarine erfuhren. Allein seither hat sich in Kiangnan die Lage der Dinge ganz geändert, und wir mußten bereits in der vorigen Nummer (oben S. 13) von einer dort ausgebrochenen Verfolgung berichten. Allein während in Kiangnan die Christen unter dem Druck der Mandarine leiden, werden sie in einer andern Provinz von den Mandarinen nicht nur nicht belästigt, sondern offen beschützt. Folgendes lesen wir darüber in einem vom 29. September 1876 aus Laohoku geschriebenen Briefe des hochw. P. Paschalis Billi, aus dem Franziskanerorden, neuernannten apost. Vikars von Nord-Hupe:

„Wenngleich die chinesische Regierung augenblicklich in mehreren Provinzen des Reiches die christliche Religion verfolgt, so genießen wir dennoch in Nord-Hupe eines tiefen Friedens. Die Heiden wagen es nicht mehr, uns zu belästigen, und legen ihre Vorurtheile eines nach dem andern ab. Zusehends mildert sich das Mißbehagen, welches sie anfangs wegen des auf dem Gipfel des Ju-hoang-ting, an der Stätte eines ehedem berühmten Götzentempels aufgerichteten Kreuzes kund gegeben hatten; Manche nennen es sogar jetzt ‚einen mächtigen Geist‘ und kommen, es anzubeten. So bestieg am vergangenen 14. September eine große, mit Fahnen und Böllern ausgerüstete Schaar den Berg, um dem Kreuze ihre Verehrung zu bezeugen und von ihm zeitliche Wohlthaten zu erbitten. Der gütige Gott belohnt nicht selten ihr Vertrauen durch auffallende Gebetserhörungen und durch die Gnade der Bekehrung. So hat denn die Zahl erwachsener Täuflinge dieses Jahr im Vergleich zum verflossenen Jahre bedeutend zugenommen und viele Heiden schicken ihre Kinder in unsere Schulen.

Unsere Hauptresidenz in dem wichtigen Handelshafen Laohoku (mit mehr als 500,000 Einwohnern aus allen Theilen des himmlischen Reiches) ist, Dank der Hilfe der Behörden, nahezu vollendet. Ich habe ihr einen europäischen und einen chinesischen Priester zugetheilt, und mehrere Heiden haben sich bereits bekehrt.

Es befand sich in dieser Stadt ein junger Heide, Maler von Profession, welcher zu wiederholten Malen in den Zustand der Besessenheit verfallen war. In Zeiten der Heimsuchung, der Dürre oder einer Überschwemmung bedienten sich die Heiden seiner, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Sie führten ihn in solchen Fällen in eine Pagode und setzten ihn auf den Altar. Hier blieb er, mitunter 14 ganze Tage, unbeweglich, mit gräßlich verdrehten Augen, entfärbtem Angesichte und in einer Stellung, ähnlich derjenigen, in welcher man die Götzen abzubilden pflegt. Nahrung nahm er die ganze Zeit hindurch

keine zu sich, und reichte man ihm eine Porzellantasse hin, so zerbrach er sie und schluckte die Scherben hinunter. Andere Male stürzte er zur Pagode heraus und eilte mit solcher Schnelligkeit von dannen, daß er fünf oder sechs Männer, die ihn gewaltsam aufhalten wollten, mit sich fortschleppte. Diese auffälligen Erscheinungen setzten Volk und Mandarine in Staunen und machten ihn zum Gegenstande selbst göttlicher Ehrenbezeugungen: man warf sich vor ihm nieder, verbrannte vor ihm Weihrauch und errichtete ihm sogar in den Pagoden zweier benachbarter Städte Statuen.

Dieser lebendige Götze sollte nach Gottes heiligster Absicht ein Bekenner des Glaubens werden. Die Ausübung seiner Kunst führte den jungen Maler im verflossenen Jahre (1875) auch einmal in unsere Residenz. Den Ermahnungen des Missionärs hörte er anfangs gleichgiltig zu, nachher aber folgte er dem Zuge der Gnade, verlangte die Taufe und ward von jetzt an ein ebenso glaubenseifriger Neophyte, als er früher ein fanatischer und abergläubischer Heide gewesen war.

Im Juni dieses Jahres (1876) bedrohte eine große Dürre die Felder, und die Heiden nahmen ihre Zuflucht zu allerhand abergläubischen Mitteln, um Regen zu erwirken. Der Mandarin von Lao-ho-ku verordnete Gebete und Fasten und verbot unter den schwersten Strafen jede Ungerechtigkeit in Handel und Wandel. Schade, daß die so wohlgemeinten Verordnungen wirkungslos blieben. Dafür rührten Subaltern-Beamte den Tam-tam und sammelten von dem herbeigelaufenen Volke Geld zur Begehung der abergläubischen Ceremonien. Zugleich erinnerten sie sich des jungen Malers, und sofort machte sich eine große Schaar, wohl an tausend Mann, auf den Weg, ihn aus unserer Residenz hervorzuholen. Nichts halfen die Einreden des Missionärs: die Wüthenden schleppten den jungen Mann mit sich fort und brachten ihn in eine von Kaufleuten aus Kuang-si erbaute Pagode. ‚Warum willst du uns,‘ frugen sie ihn, ‚nicht mehr den gleichen Gefallen thun wie ehedem?‘ — ‚Jetzt,‘ gab er zur Antwort, ‚glaube ich nicht mehr an die Götzen, ich glaube an den Gott des Himmels‘ — und er machte das heilige Kreuzzeichen. Die Heiden sprengten ihm Wasser in's Angesicht, und, da seine Züge sich hiebei etwas zusammenzogen, so riefen sie: ‚Schaut! jetzt hört er auf uns, jetzt spricht er mit dem Lao-ye‘ (Götzen). Doch der Neophyte fuhr fort, sich mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen und die heiligsten Namen Jesu und Mariä anzurufen. Die Heiden sahen das für eine Lästerung an und hielten ihn zwei Stunden lang bis an den Gürtel in ein mit Wasser gefülltes Gefäß getaucht; dann zogen sie ihn wieder heraus und stellten ihm eine große Summe Geldes in Aussicht, wenn er vom Glauben abfalle. Er erwiederte, daß er den Tod dem Abfalle vorziehe. Mehrere Stunden lang wiederholten nun seine Quäler dieselbe Marter, so daß ihn schließlich ein Blutsturz befiel.

Indessen hatte der Missionär den Präfekten der Stadt von dem Vorgang in Kenntniß gesetzt, und dieser begab sich in die Pagode, ließ den jungen Christen in die Residenz zurückbringen, die 16 Heiden, die er in der Pagode antraf, in Fesseln schlagen und das Götzenbild in den Fluß werfen. Vierzehn Tage später erließ der Mandarin folgendes Urtheil wider die Schuldigen: ‚Alle Diejenigen, die dazu geholfen haben, den jungen Christen zu zwingen, wider seine Religion zu handeln, sollen 500, die, welche an ihm die Wassertortur vollzogen haben, 1000 Stockstreiche bekommen. Die Subaltern-Beamten aber, welche einer solchen Übertretung unserer Verordnungen müßig zugeschaut haben, bekommen 2000 Stockstreiche und werden einen Monat lang mit einem 50 Pfund schweren Kang auf der öffentlichen Straße auf- und abgehen und laut ihren Fehltritt bekennen.‘ Weiter bestimmte das Urtheil, daß die beiden Subaltern-Beamten, mit ihrem Kang beladen, zur Residenz zu kommen und hier für die der Religion zugefügte Unbilde Abbitte zu leisten hätten. Die Heiden aber waren durch die Standhaftigkeit unseres Neubekehrten, wie durch das strenge Einschreiten des Mandarins, höchlich betroffen, und Manche sehen unsere heilige Religion mit ganz anderen Augen an als früher.“

Birmanien.

Südliches Vikariat. Über den Stand dieser Mission berichteten wir zuletzt im Jahrgang 1875 (S. 63 f.); ihre gegenwärtige Lage schildert uns folgender Brief des hochw. apostolischen Vikars, Msgr. Bigandet:

„Die in Rangun und zwei anderen bedeutenden Plätzen gegründete Mission gewinnt an Wichtigkeit, sowohl durch die zahlreichen malabarischen Christen, welche das Land bewohnen, als auch durch die christlichen Einwanderer, welche, von Jahr zu Jahr, von der Koromandel-Küste dahinströmen. Es ist dem hochw. Herrn Le Rouvreur gelungen, aus diesen vielfach so grundverschiedenen Bestandtheilen eine einheitliche, wohlgeordnete Christengemeinde zu gestalten. Er hat zwei Schulen gebaut, von denen die eine zugleich als Kapelle dient. Um die Mitte vorigen Jahres ertheilte ich über sechzig dieser Malabaren die heilige Firmung; es waren meist junge Leute von zwölf bis achtzehn Jahren. Das rasche Aufblühen der Mission nöthigte zum Bau einer Kirche aus Ziegelsteinen. Umgeben von allen in Rangun anwesenden Missionären, habe ich im vorigen Jahre (1875) den Grundstein dazu gelegt. Im September hatten die Fundamente bereits die Höhe des Bodens erreicht, und im Januar d. J. (1876), bei Beginn der schöneren Jahreszeit, wurde das Werk weiter geführt. Leider genügen die bescheidenen Gaben der armen malabarischen Christen durchaus nicht für die Vollendung des ganzen Baues; es ist aber zu hoffen, daß die göttliche Vorsehung anderweitige Hilfsquellen erschließen wird. Die malabarischen Christen leben mit ihren heidnischen Stammesgenossen in bester Eintracht; sie haben sich sogar durch einen Vertrag zu gegenseitiger Hilfeleistung verbunden, und die Heiden legen denjenigen unter ihnen, welche Christen zu werden wünschen, keinerlei Hinderniß in den Weg.

Auch die Mission unter den Karenen bietet sehr tröstliche Aussichten, obwohl die Gewohnheit dieser Wilden, gänzlich von einander getrennt zu leben, das Werk der Missionäre äußerst beschwerlich macht. Die Hauptschwierigkeit indeß besteht nicht darin, ihnen die zum Empfang der heiligen Taufe durchaus nöthigen religiösen Kenntnisse beizubringen, sondern darin, diesen Unterricht weiter zu entwickeln und zu vervollkommnen, und vor Allem, diese armen Leute daran zu gewöhnen, nach den Grundsätzen des Christenthums zu denken, zu fühlen und zu handeln. Das einzige Mittel, um Christengemeinden unter den Karenen zu gründen und deren Zukunft sicher zu stellen, bieten die Schulen. Schon sind zwei derartige Anstalten eröffnet, die eine für Knaben, die andere für Mädchen; die erstere zählt dreißig Schüler, die andere vierzig.

Gegen Ende des Jahres 1875 konnte ich zu Bassein eine hübsche Kirche einweihen. Sie ist umgeben von einer Umfrie-

digung, innerhalb welcher sich außer einem Noviziate der Schulbrüder zugleich die englische Schule und die karische und birmanische Katechistenschulen befinden. Die Unterrichtsanstalten zu Rangun und Moulmein, von welchen die erstere unter Leitung der Schwestern vom Guten Hirten, die andere unter Leitung der Schwestern vom hl. Joseph steht, erfreuen sich wachsenden Gedeihens. Der Plan, den Schwestern vom Guten Hirten zu Rangun ein neues Kloster zu bauen, hat sich, Dank der wohlwollenden Hilfe der englischen Regierung, glücklich verwirklicht. Gott helfe weiter!"

Östliches Vikariat. (Vgl. 1875, S. 64 f., 234 f.; 1876, S. 110 f., 165 ff.) Der Katechist Pompejus Nasuelli, Mitglied des Mailänder Missionsseminars, schreibt aus Töngu im August 1876:

„Seit Weihnachten völlig von meinem Fieber geheilt, habe ich Töngu verlassen, um wieder in meine lieben Berge zu gehen. Ich verbrachte drei Wochen im Dorfe Leito, wo es mir vergönnt war, drei Sterbende zu taufen. In Pounpoli taufte ich einen Katechumenen wenige Stunden vor seinem letzten Augenblicke. In Mitaliho fand ich die Leute in der befriedigendsten Stimmung. Als ich letztes Jahr in dieses Dorf kam, um hier eine kleine Kapelle zu errichten, bemerkte ich an Mehreren aus ihnen eine bedenkliche religiöse Gleichgiltigkeit; in diesem Jahre hatte ich die Freude, daß sie sämmtlich meine Fragen aus dem Katechismus recht gut beantworteten. Bei meiner Ankunft in Maschado, einem nicht unbedeutenden Dorf, ertönte sofort der Ruf: „Der Lehrer ist da!" Alsbald liefen Männer und Weiber zusammen, und froher Jubel erscholl, als sie meine Absicht vernahmen, ein paar Wochen bei ihnen zu bleiben, um sie im Katechismus zu unterrichten und zur Taufe vorzubereiten. Einige Tage später langte der hochw. apostolische Präfekt P. Biffi mit den PP. Tornatori und Adrasti in Maschado an. Sie besuchten mehrere andere Dörfer und fanden überall die herzlichste Aufnahme. P. Biffi konnte über 450 Personen in Maschado und der Umgegend taufen. Über das Elend meiner armen Karenen in den Bergen auf's Tiefste betrübt, gab er jeder Familie zwei Rupien (4 M.), damit sie sich Reis zur Saat kaufen könnten. Kaum hatte die Regenzeit begonnen — es ist ein paar Monate seither — da sah ich alle diese Karenen ihr kleines Feld bestellen, was sie das letzte Jahr, wegen vollständigen Mangels an Geld, nicht hatten thun können.



Waisenmädchen von Rangun.

Die Christen von Cheba und Gheco kommen allmählich aus dem Elend heraus, in welches sie die Hungersnoth gestürzt hatte. Leider ist dieß mit den Sokus noch nicht der Fall. Der hochw. P. Biffi, dem es zuvörderst am Herzen lag, die Einwohner von Cheba und Gheco zu unterstützen, die schon seit längerer Zeit Christen sind, hat nichts mehr, um den zahlreichen Dörfern der Sokus Hilfe zu spenden, die wir bis anhin noch nicht im Christenthum unterrichten konnten. Es fehlt uns nur an Arbeitern, um diesen Wilden das Evangelium zu verkünden, unter denen sich in kurzer Zeit eine blühende Christengemeinde gründen ließe. Die Rohui (Zauberer) beginnen, uns Gehör zu schenken, und Mehrere unter ihnen, welche erkrankten, ließen sofort den Priester oder Katechisten kommen, um die Taufe zu empfangen. Die Patres Tornatori, Adrasti und Mac Cormick haben eine Rundreise bei den rothen Karenen gemacht und ihnen zwei eingeborene Schullehrer zugeführt, von welchen der eine bereits im vorigen Jahre bei ihnen gewohnt hatte. Auch der P. Conti kam nach Mitaliho, wo man die karenische Sprache am reinsten spricht, um hier die letzte Hand an sein italienisch-karenisches Wörterbuch zu legen.

Während die Missionäre in den Bergen waren, kehrte ich von Maschado nach Leito zurück. Ich beschäftigte mich hier mit dem Bau einer Kirche, als ich von dem Fieber überfallen und genöthigt wurde, mich nach Töngu zurückzuziehen. Jetzt, wo ich vollständig geheilt bin, wird mir der hochw. P. Biffi, wie ich hoffe, bald die Erlaubniß ertheilen, wieder zu meinen Karenen zurückzukehren. So lange ich in Birmanien bin, hatte ich bisher nie die Zeit vom April bis August in Töngu zugebracht; in diesem Jahre war mir daher zum ersten Male nach langer Unterbrechung die Gelegenheit geboten, einigen erhebenden Feierlichkeiten beizuwohnen. Am heiligen Pfingstfest ertheilte der hochw. P. Biffi einigen englischen Soldaten, zehn oder elf Malabaren und mehreren jungen Karenen aus unserer Katechistenschule in Töngu die heilige Firmung, und am Frohnleichnamsfeste nahm ich Theil an der feierlichen Procession. In der Nähe unseres Hauses war ein Altar errichtet, und dorthin setzte sich die Procession in Bewegung. Es war ergreifend, zu sehen, wie die englischen Soldaten, mit Kerzen in der Hand, unter den Klängen ihrer Regimentsmusik, hinter dem Allerheiligsten einherzogen. Sehr viele Soldaten gehören der Skapulierbruderschaft an, und jeden Abend versammeln sich einige Fünfzig von diesen Soldaten in unserer Kirche, um den Rosenkranz zu beten."

Ostindien.

Madura. Einem Briefe des hochw. P. Trincal S. J. vom August 1876 entnehmen wir folgende Erzählung der Gründung einer Christengemeinde in Vellur:

„Vor dem Jahre 1865 gab es zu Vellur und in der ganzen umliegenden Gegend noch keinen einzigen Christen. Um diese Zeit kam ein junger Mensch aus diesem Dorfe, der sich mit seiner Familie überworfen hatte, nach Madura, um hier sein Glück zu versuchen. Er meldete sich bei mir zum Katechumenat und zeigte den größten Fleiß und Eifer im Lernen der Gebete. Ich nahm ihn als Gärtner an und taufte ihn einen Monat später unter dem Namen Xaverimutu (Xaver).

Nachdem er ein Jahr in meinem Dienste zugebracht, wollte er in sein Dorf zurückkehren. Ich sah ihn ungern scheiden; denn ich fürchtete, er möchte in Mitte einer völlig heidnischen Umgebung wieder Heide werden. Vier Jahre lang hörte und sah ich nichts von ihm — ich hielt ihn für verloren. Da plötzlich eines Abends, während ich eben von Madura nach Virdupatty wanderte, erschien er vor mir und warf sich mir zu Füßen, mit der Nachricht, er habe eine große Anzahl Familien seines Dorfes und seiner Kaste zu dem Entschluß gebracht, die Taufe zu empfangen. Ich bat ihn, die Häupter dieser Familien nach Virdupatty zu bringen. Sie erschienen sämmtlich, und da ich sie sehr gut gesinnt fand, wurde ausgemacht, daß sie, während ich noch eine 40 Kilometer von Vellur entlegene Christengemeinde besuchen würde, mir ein Obdach in ihrem Dorfe bereiten sollten.

Meine neuen Katechumenen waren lauter arme Parias, welche anderer Leute Feld bebauten, ohne einen Zoll breit eigenen Grundbesitzes. In ihr Dorf zurückgekehrt, gingen sie gleich an's Werk, sammelten einige Bambusstangen und Palmblätter und bauten mir die versprochene Wohnung mitten auf den einzigen öffentlichen Platz ihres Quartiers. Aber kaum hatten sie ihr Werk vollendet, da erschienen sofort sämmtliche Landeigenthümer von Vellur, ihren Vorsteher an der Spitze, vor dem Neubau, rissen ihn vom Dach zur Schwelle nieder und verschleppten die Trümmer nach allen Seiten. Überdieß bedeuten sie meinen Leuten, es würde nie geduldet werden, daß sie sich taufen ließen, und wenn sie sich unterständen, auf ihrem Vorhaben zu beharren, so müßten sie sammt und sonders das Dorf verlassen.

Unter dem Schutze der englischen Regierung brauchten wir auf solche Drohungen nicht viel zu geben. Auf meine Forderung erschien die Polizei viermal an Ort und Stelle, um eine Thatsache zu constatiren, die sich am hellen Mittag zugetragen, erklärte aber, von den Schuldigen gut bezahlt, nichtsdestoweniger viermal, es liege kein Grund zu gerichtlicher Klage vor. Ich war deßhalb gezwungen, selbst nach Madura zu gehen und meine Angelegenheit bei der obersten Instanz zu betreiben. Ihrer verschwenderischen Geldspenden unerachtet wurden die Angeklagten, 48 an der Zahl, zu einer starken Geldbuße verurtheilt. Während uns aber der Magistrat auf der einen Seite Gerechtigkeit widerfahren ließ, verbot er uns gleichzeitig, irgend etwas an dem erwähnten Platze zu bauen.

Was machen? Ich hätte für ein beliebiges Lokal den hundertfachen Preis bieten können — ich hätte es nicht bekommen. So ging ich denn in das Dorf, ohne einen Fuß breit Raum, wo ich ruhig hätte weilen können. Meine armen Katechumenen zeigten mir ihre Wohnungen — aber es fand sich keine, die ich anständiger Weise hätte annehmen können. Endlich, hinter ihren Hütten, entdeckte ich ein kleines Plätzchen, wo sie ihren Auskehricht hinwarfen. Da nicht lange zu wählen war, sagte ich ihnen: ‚Räumet hier ein wenig auf und baut mir ein kleines Bethaus.‘ Bei meiner Abreise ließ ich ihnen zwei Katechisten zurück. Es war das am 15. Juli 1870.

Am 30. desselben Monats, Abends, kam ich nach Vellur zurück. Der Platz war hübsch aufgeräumt, und eine Menge Männer, Frauen und Kinder drängten sich auf denselben, fröhlicher als wenn sie sich unter dem vergoldeten Getäfel eines Palastes befunden hätten. Am folgenden Tag, bei Sonnenaufgang, feierte ich daselbst das Opfer der heiligen Messe, unter freiem Himmel, vor der zahlreichen Menge, welche über das ihr neue Schauspiel ganz entzückt war. Darauf ertheilte ich 221 Katechumenen die hl. Taufe.

Für die guten Neophyten war aber die Zeit der Prüfung noch keineswegs zu Ende. Sämmtliche Grundbesitzer vereinigten sich zu gemeinsamer Arbeitsverweigerung, so daß die armen Leute, Männer wie Frauen, über ein Jahr lang gezwungen waren, sich Arbeit in den umliegenden Dörfern zu suchen. Weit entfernt, sich über dieses Mißgeschick zu betrüben, kehrten sie jeden Abend froh und freudig in ihr Dorf zurück, das Korn, das sie als Arbeitslohn erhalten, auf dem Kopfe, unter dem Klang geistlicher Lieder, die einer von ihnen componirt hatte. Bisweilen fanden nicht Alle Arbeit; aber Diejenigen, die mit leeren Händen heimkamen, ließen sich dadurch vom Singen nicht abhalten, und um ihr Mißgeschick nicht merken zu lassen, trugen sie Sand statt Korn nach Hause. Es konnte nicht fehlen — Gott mußte eine so lange, mit so viel Muth ertragene Prüfung segnen. Nach und nach verlor sich der Ingrimm der Grundbesitzer, und sie gaben unseren Parias wieder Arbeit, an welcher es ihnen auch seither nicht mehr gemangelt hat.

An dem ärmlichen Zufluchtsort, wo sie die Taufe empfangen, versammelte sich die neue Christengemeinde die nächsten vier Jahre; hier wuchs sie bis auf vierhundert Seelen heran. Endlich gab mir die göttliche Vorsehung die nöthigen Mittel in die Hand, um einen passenden Bauplatz zu kaufen und eine Kirche zu bauen. Sie wurde am 29. August 1874 vollendet, und Tags darauf feierte der hochw. P. Labarthère, der expreß hierfür von Madura gekommen war, die erste heilige Messe in derselben. Es ist die schönste Kirche meines Distrikts, wie Vellur die blühendste Christengemeinde desselben ist.

Verstatten Sie, daß ich Ihnen noch zwei kleine Züge erzähle, welche den Glaubensgeist meiner Neophyten charakterisiren.

Vor einigen Tagen führte ein junger Schafhirt von zwölf Jahren seine Schafe etwas weiter als gewöhnlich, bis zu einem Wäldchen von Dorngesträuch, wohin er zuvor noch nie gekommen war. Hier angelangt, sah er eine Anzahl von Heiden eben im Begriff, vor einem Götzenbild zu opfern, das im tiefsten Grunde des Dickichts errichtet und mit einem kleinen Erdwall umzäunt war. Neugierig geht der Knabe an die Mauer und bemüht sich, zu sehen, was im Innern der Umfriedigung vorging. Alsbald rufen ihn Stimmen aus der dort stehenden Gruppe an: ‚Gib Acht, Unglücklicher! Tritt nicht näher — oder du bist des Todes!‘ Die Hindus glauben nämlich, daß Niemand, außer den Pussari (Priestern), den Fuß innerhalb der Umfriedigung gewisser Tempel setzen könne, ohne jählings vom Tode getroffen zu werden. ‚Oho!‘ antwortete der Knabe,

‚ist euer Sami wirklich so gefährlich? Damit ihr seht, daß ich keine Furcht habe, so schaut!‘ Und in einem Sprung setzt er über die Umfriedigung, hüpft drei- oder viermal um das Götzenbild und stellt sich dann ganz kühn vor die erstaunte Gruppe der Anwesenden. ‚Was ihr doch närrisch seid,‘ sagte er, ‚zu glauben, daß der Stein da Jemanden umbringen könnte! Wenn ihr mir sagt, nicht der Stein sei zu fürchten, sondern der Sami, der darin wohnt, so wisset, daß der Sami nur ein Passâssu (Teufel) ist. Ich fürchte weder den einen, noch den andern. Erlaubt ihr mir's, so will ich alle die Geldstücke forttragen, die ich zu Füßen dieses Sami gesehen habe!‘ — ‚Gewiß,‘ sagte der Vornehmste unter ihnen, ‚wollen wir dir's erlauben. Aber du hast dir's selbst zuzuschreiben, wenn dir ein Unheil geschieht.‘ Der Knabe macht das Zeichen des Kreuzes, springt nochmals über die Mauer, rafft alles Geld zusammen, ohne auch nur ein Stück übrig zu lassen, und rennt in vollem Laufe auf und davon. Mit welcher Freude er das überstandene Abenteuer im Dorfe erzählte, läßt sich denken.

Letztes Jahr arbeitete Einer, Namens Arulapen, im Taglohn mit mehreren anderen Arbeitern auf einem weiten Felde, das der Besitzer selbst besäete. Mitten im Felde erhob sich ein Stein, der seit Menschengedenken da gestanden zu haben schien. Rundum wurde ein ganz bedeutender Fleck Landes von trefflicher Bodenbeschaffenheit unbebaut gelassen. ‚Weßhalb liegt dieß schöne Stück Land brach?‘ fragte Arulapen den Besitzer des Feldes. — ‚Hüte dich, daran zu rühren, und halte dich fern von dem Stein! denn da wohnt ein gar böser Sami, der dir wohl einen schlimmen Streich spielen könnte.‘ — ‚Das verdirbt indeß euer schönes Besitzthum. Stände der Stein nicht ebenso gut an dem Erdhaufen da drunten, da würde er Niemanden belästigen. Wenn ihr mir eine Rupie gebt, will ich ihn wohl dahinbringen. Was das Unheil betrifft, das ihr fürchtet, könnt ihr ganz ruhig sein.‘ — ‚Ich will dir die Rupie gerne geben. Aber ich stehe für nichts gut, was dir zustoßen mag.‘ — Des anderen Tages ging Arulapen mit seinem Schwiegersohn auf das Feld. Sie machten sich gleich daran, den Stein umzustürzen und ihn an den bezeichneten Ort hinabrollen zu lassen. Die anderen Arbeiter geriethen in ein solches Entsetzen, daß sie sämmtlich die Flucht ergriffen und sich während der ganzen Zeit in ehrfurchtsvoller Entfernung hielten. Auch nachdem das Feld von dem behexten Stein befreit war, wagte Niemand, es zu bebauen oder anzusäen. Arulapen nahm dieß auf sich, unter der Bedingung, die ganze Ernte des ersten Jahres für sich behalten zu dürfen. ‚Gebe Gott!‘ sagte er, indem er seine Geschichte erzählte, ‚daß diese dummen Heiden auch heuer sich noch fürchten, dieses Grundstück anzusäen.‘"

Afrikanische Inseln.

Seychellen. (Vgl. 1875, S. 200 f.) Den Stand der Mission auf diesen Inseln während des Jahres 1876 schildert uns folgender Brief des Vicepräfekten, des hochw. P. Ignatius, aus dem Kapuzinerorden:

Die weiten Ortsentfernungen und die Transportschwierigkeiten auf diesen gebirgigen, zerklüfteten, pfadlosen Inseln, sowie ein Meer, welches die Überfahrt von einer Insel zur andern eher erschwert als begünstigt, stellen den Eifer der Missionäre bedeutend auf die Probe. Die katholische, protestantische und ungläubige Bevölkerung lebt weit und breit durcheinander zerstreut, in weiter Entfernung von den Kirchen. Port Victoria auf Mahé, der Hauptort des Archipels, ist der einzige Punkt, den man als Anfang einer Stadt oder eines Fleckens betrachten kann. Um die Katholiken zur Ausübung ihrer religiösen Pflichten zurückzuführen, und um die Irr- und Ungläubigen zum wahren Glauben hinzulenken, müßte man an verschiedenen Punkten der Insel Mahé Kapellen bauen können. Man müßte auch mehr Schulen haben und solche in Anse aux Pins, in Anse-Boileau, Praslin und Cadigue errichten. Aber es fehlen die Mittel und überdieß ist es unmöglich, Lehrer zu bekommen. Auf den Inseln selbst sind keine solchen aufzutreiben, denn die Kreolen haben wenig Anlagen zur Lehrthätigkeit; man müßte also Lehrer aus Europa kommen lassen; aber schon zu wiederholten Malen haben wir vergebens an der Pforte fast aller männlichen Congregationen angeklopft, überall erfolgte abschlägige Antwort wegen Mangel an Leuten.

Uneheliche Verbindungen sind der wunde Fleck der Seychellen. Ihr Überhandnehmen stammt aus der Zeit, als es noch keine katholischen Priester hier gab. Seit ihrer Ankunft haben die Missionäre eine beträchtliche Anzahl solcher Verbindungen unter die religiösen und bürgerlichen Vorschriften der Ehe zurückgebracht und neue Verbindungen dieser Art theilweise verhindert; doch sind dieselben noch nicht ganz verschwunden, sei es nun, daß das schlechte Beispiel einflußreicher Personen sie aufrecht hält, oder die Schwierigkeiten, welche das bürgerliche Gesetzbuch bietet. Denn obwohl die Inseln britische Besitzungen geworden sind, so hat man doch in Betreff der Ehe die Bestimmungen des französischen Civilrechts beibehalten. Um sich bürgerlich trauen zu lassen oder um eine wilde Ehe in Ordnung zu bringen, muß man Auslagen machen, und die armen Leute ziehen es vor, sich in Verirrungen zu stürzen oder in solchen zu beharren.

Der Stand unserer Schulen im Jahre 1876 war folgender:

1. Knabenschulen: Eine Schule und ein Colleg zu Port Victoria, geleitet von vier Brüdern der christlichen Schulen mit 100 bis 130 Zöglingen, fast lauter Externen.

2. Mädchenschulen: Ein Pensionat und Waisenhaus, geleitet von neun Schwestern vom hl. Joseph von Cluny, mit einem Gesammtpersonal von 454 Kindern in folgenden Abtheilungen: 1. Freischule 220; 2. Waisenhaus 107; 3. Pensionat und Externat 77; 4. Neue Freischule, im Februar 1875 errichtet und von zwei Schwestern vom hl. Joseph von Cluny geleitet, 50 Schülerinnen.

Miscellen.

Statistisches. Im Jahrgang 1875 dieser Zeitschrift (S. 215 f.) gaben wir eine Übersicht über das Wachsthum der katholischen Kirche in Ostindien, soweit dasselbe den apostolischen Vikarien untersteht; von 990,456 Seelen im Jahre 1864 war die katholische Bevölkerung im Jahre 1875 auf 1,210,351 Seelen gestiegen, so daß ganz Indien, einschließlich der portugiesischen Besitzungen, nahe 1½ Millionen Katholiken umfaßte. Es war uns damals nicht möglich, genau zu bestimmen, wieviel von diesem Zuwachs auf Rechnung der natürlichen Zunahme der Bevölkerung und wieviel auf Rechnung von neuen Bekehrungen komme. P. Centres S. J., Missionär in Madura, hat sich

die Mühe nicht verdrießen lassen, durch direkte Anfragen bei den apostolischen Vikarien die Zahl der Neubekehrungen wenigstens für das Jahr 1875 zu ermitteln; aus den ihm gewordenen Antworten und aus andern ihm zugänglichen Quellen hat er nun folgende Tabelle zusammengestellt, die uns zeigt, daß der liebe Gott die Anstrengungen seiner Apostel noch immer mit reichem Erfolg krönt.

Im Jahre 1875 haben sich Heiden und Protestanten zur katholischen Kirche bekehrt:

Vikariat.		Vikariat.	
Madras	189	Patna	231
Haiderabad	78	West- Bengalen	1514
Visagopatam	150	Ost- Bengalen	522
Pondichery	2062	Central- Bengalen	24
Maissur	350	Nord- Birmanien	10
Coimbatur	201	Süd- Birmanien	187
Madura	600	Ost- Birmanien	315
Quilon	1269	Malaiische Halbinsel	428
Verapoli	250	Siam	443
Mangalur	257	Colombo (Ceylon)	560
Bombay	130	Dschaffna (Ceylon)	510
Agra	24		

Die Gesammtzahl der Neubekehrten für das Jahr 1875 beträgt also 10,304, gewiß ein schönes Resultat und ein um so schöneres, als die 1700 in Indien arbeitenden Priester kaum genügen, die religiösen Bedürfnisse der so weit zerstreuten Katholiken zu befriedigen und die eigentliche Mission unter den Heiden fast nur als Nebenbeschäftigung betrachten können. Nur in wenigen apostolischen Vikariaten sind so viele Arbeiter vorhanden, daß sich wenigstens einige ausschließlich der Heidenmission widmen können, und in diesen sind denn auch die Fortschritte bedeutender, so namentlich in Pondichery, Madura, Quilon, West- und Ost-Bengalen.

Für Missionszwecke.

Mark.

Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:
- Durch Domkaplan Hübner in Würzburg . . . 18.30
- Durch Vikar Frank in Capellen-Gilverath . . . 16.—
- Von M. L. in Ober-G. . . . 10.—
- Von Repetitor Schmitt in St. Peter . . . 63.—
- Durch Pfarrer Schoofs in Büderich . . . 96.—
- Von H. E. aus Langbroich . . . 150.—
- Von P. E. in W. . . . 50.80
- Durch P. Leiprecht in Wolfegg von den fürstl. Domestiken . . . 48.—
- Durch Kaplan Weinhold in Breslau . . . 21.—
- Von Ams in W. . . . 300.—
- Von P. Paul v. Haza S. J. aus Loose-Creek Osage Co. Mo. durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . . 18 75
- Durch Caplan J. T. in Crefeld . . . 16.—
- Durch Pfarramt Beuron . . . 20.—
- Vom Rosenkranzverein in Niederbreisig . . . 21.—
- Von Ungenannt . . . 300.—
- Von P. E. in W. . . . 45.80
- Durch Vikar Küppers in Bäsweiler . . . 5.—

Für das heilige Grab:
- Sammlung des „Anzeigers vom Ipf“ und des kathol. Wochenblattes durch Pfr. Hummel in Kirchheim i. R. . . . 139.20

Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:
- Von Fauler, Coop. in E. in Bayern . . . 6.—

Für die Mission in Centralafrika:
- Von Rev. Godez in Greenfield, Mich, durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . . 37.50

Für P. Claver-Verein:
- Von Rev. Godez in Greenfield, Mich, durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . . 37.50

Mark.

Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:
- Von M. L. in Ober-G. . . . 10.—
- Durch Pfr. Hummel in Kirchheim i. R. . . . 9.—
- Durch Vikar Küppers in Bäsweiler . . . 2.—

Für das katholische Waisenhaus in Bethlehem:
- Von M. L. in Ober-G. . . . 10.—

Für die Mission in Japan:
- Von M. L. in Ober-G. . . . 15.—
- Von N. M. aus Constanz . . . 500.—
- Von Rev. Godez in Greenfield, Mich., durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . . 37.50

Für P. Horner in Sansibar:
- Von Beetz, Caplan in Mosbach . . . 31.—

Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:
- Durch P. N. Sch. aus Eggenfelden . . . 17.50
- Von M. L. in Ober-G. . . . 10.—
- Durch Fr. Heinrich Jos. P. Ord. Praed. in Olmütz fl. 10. ö. W. 17.14
- Von Dr. E. Handel in Bengersdorf . . . 6.—
- Von W. W. in Wegberg . . . 16.—
- Durch Vikar Küppers in Bäsweiler . . . 40.—

Für den Kindheit-Jesu-Verein:
- Durch P. N. Sch. aus Eggenfelden . . . 17.—
- Durch P. Herm. Ache in Lemberg . . . ö. W. fl. 2. 3.42
- Sammlung des „Anzeigers vom Ipf“ durch Pfr. Hummel in Kirchheim i. R. . . . 384. 5
- Durch Vikar Küppers in Bäsweiler . . . 3.—
- Von Rev. M. J. Jörger D. D. in Jefferson, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . . 18.75

Für die Mission in Birmanien:
- Von M. L. in Ober-G. . . . 15.—
- Aus T. in R. „Zum Troste der armen Seelen“ . . . 10.—

Für die Mission in West-Afrika:
- Von M. L. in Ober-G. . . . 15.—
- Von N. M. aus Constanz . . . 500.—

Für die Nordamerikanischen Indianer:
- Von M. L. in Ober-G. . . . 15.—
- Von Rev. Godez in Greenfield, Mich., durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . . 37.5

Für den Franciscus-Xaverius-Verein:
- Von Th. T. aus Rheine . . . 20.—
- Von der Lemberger Herz-Jesu-Bruderschaft . . . 21.77
- Durch G. Hasenöhrl, Caplan in Röhrenbach . . . 100.—

Für die Aussätzigen auf Madagascar:
- Von F. W. . . . 7.50

Für die Mission in China:
- Von Rev. Godez in Greenfield, Mich., durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . . 37.50

Für verschiedene Zwecke:
- Ungenannt . . . 15.—
- Von mehreren Mädchen „Als Grundstein für eine kathol. Mission im sog. Paradies der protest. Missionen“ . . . 10.—
- Von J. G. in Troppau . . . 20.—
- Von K. A. B. A. H. . . . 15.—
- Von B. D. . . . 12.—
- Durch A. B. in Epfenhofen . . . —20
- Aus Dillingen ad intentionem sacerdotis E. . . . 20.—
- Durch Pfr. Hummel in Kirchheim i. R. . . . 17.75
- Aus Hildesheim . . . 5.—
- Von Wölke durch A. J. Sonnemann in Danzig . . . 4.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.